Nr. 35. Jahrgang V. **Allgemeine** Berlin, 28. August 1896.

Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun".

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00,
alle andern Länder **Mk. 2,50.**
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „**Wochenschrift**" erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten (2½ Bogen), der „**Jeschurun**" Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten (½ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Inhalt:

Unsere Frage.

In diesen Tagen haben wir nachstehenden Brief versandt:

„Sehr geehrter Herr! Wir nehmen uns die Freiheit, Ihnen eine Bitte vorzutragen, deren Erfüllung Ihre Zeit beanspruchen wird. Wir dürfen die Versicherung vorausschicken, daß wir keineswegs die Absicht haben, Männer von Ruf und Ansehen für Zwecke der Neugierde zu bemühen, sondern einzig im Dienste einer Sache handeln, die uns und, wie wir voraussetzen, gleichermaßen Ihnen am Herzen liegt.

An siebenzig jüdische Notable wenden wir uns mit der Frage:

Ist das Judentum im Niedergange, und welche Mittel können den etwaigen Niedergang aufhalten?

Die Adressen haben wir mit Sorgfalt ausgesucht, grundsätzlich alle vermeidend, die durch ihren Beruf zu Rücksichtnahmen und einer Verschleierung ihrer Meinung verleitet werden könnten. Gelehrte sind es und Männer, die durch öffentliche Bethätigung bekannt geworden, denen wir die Frage vorlegen.

Die Antworten sollen veröffentlicht und später in Buchform herausgegeben werden. Findet unser Ersuchen überall die Zustimmung, die es, wie wir glauben, verdient, so wird der öffentlichen Erörterung und Belehrung reiches und dankenswertes Material geboten werden, und vielleicht ist es der Sammlung beschieden, als eine neue Septuaginta in der Entwickelungsgeschichte des jüdischen Stammes ein Merkzeichen von dauernder Bedeutung zu werden."

Die Redaktion der
„Allgemeinen Israelitischen Wochenschrift."

* * *

Erst nach vielfacher und sorgfältiger Erwägung und nicht ohne Zagen haben wir diesen Schritt gethan. Wir sagten uns, daß wir auch wenig erfreulicher Antworten gewärtig sein müßten, nicht dazu angethan, in dem weiten Kreise, der unser Wort vernimmt, die Gesinnung zu stärken, die wir verbreitet zu sehen wünschen. Denn unbedingt galt für uns die Pflicht, unverkürzt zu Worte kommen zu lassen, wen wir zum Worte geladen. Die in einer Fußnote verzeichnete Liste der von uns ausgewählten Adressen legt Zeugnis dafür ab, daß wir alle Richtungen gleichmäßig berücksichtigt haben. Männer der äußersten Rechten wie der äußersten Linken haben wir aufgefordert, die Frage beantworten zu helfen, die in dem obigen Briefe formuliert ist.

Indem wir hierauf hinweisen, haben wir unser Thun gerechtfertigt und zugleich erläutert.

Die Sage erzählt, ein König habe einstmals siebenzig Gelehrten die Aufgabe gestellt, die heiligen Bücher in eine andere Sprache zu übersetzen. Jeder der Siebenzig arbeitete in strenger Abgeschlossenheit für sich. Alle begannen das Werk in der nämlichen Stunde, alle beendeten es in der gleichen Zeit. Und als die siebenzig Uebersetzungen dem Könige vorgelegt wurden, da fand sich, daß sie von Wort zu Wort übereinstimmten.

Wir wollen keine Deutung der Sage versuchen; ihre Nutzanwendung aber ist die:

Nicht des Einzelnen Antwort, so durchdacht sie sein mag, ist von entscheidendem Gewicht. Doch was siebenzig gewissenhafte und kluge Männer — jeder für sich erwägend — zusammen als ihres Nachdenkens letzten Schluß zu sagen wissen, das ist eine einheitliche Antwort, die man wohl als autoritativ betrachten darf.

Wir haben in diesem Blatte viel und oftmals strenge Kritik geübt und manchen Vorwurf dafür auf uns geladen. Von allen Vorwürfen lehnen wir nur den einen ab: daß wir in unfruchtbarer Verneinung uns gefallen. Unser Tadel war überall lediglich der Ausdruck unserer Liebe zu dem Judentum, für das wir streiten, unter Umständen auch gegen

Juden streiten. Unsere Rundfrage soll, ihre Beantwortung*) wird zeigen, daß wir wie unsere Gesinnungsgenossen, zu denen wir alle Anhänger des Judentums rechnen, ein einziges Ziel im Auge haben: Des Judentums erneute Blüte.

Kulturaufgaben.

I.

Es ist vielleicht bereits an der Zeit, das Zugeständnis zu machen, daß die letzten Dezennien für das geistige Leben der Judenheit in Westeuropa sehr unfruchtbar gewesen sind. Wenn man diese Wahrnehmung macht und solche Zustände aufrichtig beklagt, so wird man sich verpflichtet fühlen, nach dem Grund dieses Uebels zu forschen und den pathologischen Prozeß mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Vielleicht daß es dann gelingt, die Krankheit zu beseitigen, wenn man deren Entstehung kennt.

Man wird, glaube ich, nicht fehl gehen, wenn man an dem Entwickelungsgang des Judentums in den letzten Dezennien den schädlichen Einfluß des Rationalismus und der materialistischen Weltanschauung erkennt. Die Gemeinden sind infolge jener Anschauung zu bloßen Verwaltungskörperschaften herabgesunken, während das ideale Leben unseres Stammes sich höchstens noch in der Ausübung einer allerdings großartigen Wohltätigkeit zeigt. Es wird vielleicht an anderer Stelle Gelegenheit genommen werden, um die unerfreulichen Erscheinungen auch auf diesem Gebiete zu beleuchten. Aber gesetzt den Fall, daß sich die Gemeinden administrativ im besten Zustande befinden und daß die jüdische Wohltätigkeit noch dem Ideal entspricht, das man sich von ihr zu machen gewöhnt ist, so muß demgegenüber stets wiederholt werden, daß das Judentum doch gewiß nicht in bureaukratisch verwalteten Körperschaften und in einigen mit allem Komfort der modernen Technik erbauten Krankenhäusern besteht. Das Judentum hat vor allem Kulturaufgaben zu erfüllen; werden aber diese vernachlässigt, so muß man befürchten, daß im Laufe der Zeit auch die äußerliche Zusammengehörigkeit aufhören wird, mit der man sich in manchen Kreisen aus Bequemlichkeit und Denkfaulheit noch begnügt.

Die vornehmste Kulturaufgabe der Judenheit ist unstreitig die Pflege der geistigen Güter des jüdischen Stammes. Es gilt, das Alte festzuhalten und Neues zu schaffen. Das Schrifttum, welches unser Stamm in so vielen Jahrhunderten, oft unter den ungünstigsten Bedingungen, geschaffen, darf nicht wie ein wertloser Plunder bei Seite geschoben werden, wollen wir nicht den letzten Rest der Selbstachtung verlieren. Und da wir keine gelehrten Körperschaften und keine Akademien besitzen, um die Pflege und die Fortentwicklung der jüdischen Wissenschaft zu fördern, so läge es den Gemeinden als ernste Pflicht ob, dafür Sorge zu tragen, daß die Rabbinate mit Männern besetzt werden, die auf diesem Gebiete je nach der Größe und Bedeutung der Gemeinde Hervorragendes geleistet haben. Der Verfall des westeuropäischen Judentums geht Hand in Hand mit dem Verfall des Rabbinertums. Mit einer sehr mangelhaften Kenntnis des Judentums und dessen Schrifttums ausgerüstet, im Besitz einer unzulänglichen und oberflächlichen allgemeinen Bildung, übernehmen es in unserer Zeit junge Männer großen Gemeinden vorzustehen und ihr geistiges Leben zu regeln. Die Folgen einer solchen Wirtschaft oder richtiger gesagt, einer solchen Mißwirtschaft, treten bald genug ein: Gemeinden, die vor einem Jahrhundert einen geistigen Mittelpunkt des Judentums gebildet, haben in der Gegenwart jede Bedeutung für die Gesamtheit verloren.

Berlin ist leider in den letzten Jahren mit diesem schlechten Beispiele vorangegangen, indem in unserer Gemeinde an Stelle der verstorbenen wissenschaftlichen Autoritäten bedeutungslose Mittelmäßigkeit, subalterne Persönlichkeiten in dies Amt eingeführt worden sind. Die anderen Gemeinden sind diesem demoralisierenden Beispiel gefolgt, und somit erleben wir täglich das klägliche Schauspiel, wie nichtssagende Laffen und unwissende Schwätzer jetzt den Platz einnehmen, welchen vor einigen Dezennien große und gefeierte Gelehrte eingenommen haben. Man sagt zwar in der Regel, die heutige Judenheit bedürfe keiner anderen Männer und finde ihre Befriedigung bei jenen oberflächlich und ungenügend vorgebildeten Rabbinern. Aber man fahre nur fort, in solcher Weise zu wirtschaften, und am Ende wird es sich doch zeigen, daß später auch jene subalterne Gestalten überflüssig werden. Die Macht der Ideen ist doch viel zu groß, und wo diese vernachlässigt werden, tritt in der Folge auch in materieller Hinsicht ein Verfall ein. Der menschliche Körper kann des seelischen Lebens nicht entbehren, und wo dieses aufhört, ist es ein Vegetieren, der geistige aber auch der physische Tod.

Es ist daher eine dringende Kulturaufgabe für das Judentum, für die bessere Ausbildung des Nachwuchses unter den Rabbinern zu sorgen; vor allem müssen die sogenannten Rabbinerseminarien, wo die Ausbildung der Rabbiner heutzutage fabriksmäßig und en gros besorgt wird, einer gründlichen Revision unterzogen werden; denn sie haben sich im Großen und Ganzen schlecht bewährt und reichlich ihren Teil

---

*) Es sind „interviewt" worden die Herren: Prof. Ascoly-Mailand, Abg. Auspitz-Wien, Prof. Dr. Wilh. Bacher-Budapest, Abg. Barzilai-Rom, Redakteur Jul. Bauer-Wien, Em. Baumgarten-Wien, Dr. Georg Brandes-Kopenhagen, Sal. Buber-Lemberg, Reichs- und Landtags-Abgeordneter Dr. Byk-Lemberg, Rechtsanwalt Dr. Heinr. Meyer Cohn-Berlin, Prof. Dr. Hermann Cohen-Marburg, Prof. Dr. G. Deutsch-Cincinnati, Hof- nnd Gerichtsadvokat Dr. Elbogen-Wien, Geheimer Kommerzienrat L. M. Goldberger-Berlin, Baron Dav. Günzburg-Petersburg, Landtagsabgeordneter Dr. Goldmann-Lemberg, Oberst Goldsmith-London, Prof. Dr. J. Goldziher-Budapest, Prof. Jos. Halevy Paris, Hofrat Dr. Harkavy-Petersburg, Dr. Theod. Hertzka-Wien, Dr. Theod. Herzl-Wien, Dozent Dr. Hoffmann-Berlin, Rev. Dr. Emil G. Hirsch-Chicago, Isaak Hirsch-Hannover, Realschuldirektor Dr. M Hirsch-Frankfurt a. M , Prof. Dr. Horwitz-Thorn, Sam. Edler von Horwitz-Lemberg, Red. J. Ben Jehuda-Jerusalem, Prof. Dr. D. Kauffmann-Pest, Schriftsteller M. A. Klausner-Berlin, Kultusvorsteher Dr. Gustav Kohn-Wien, Schriftsteller S. Kohn-Prag, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Lazarus-Berlin, Rechtsanwalt Emil Lehmann-Dresden, Prof. Dr. Louis Lewin-Berlin, Schatzminister Luigi Luzzatti-Rom, Abg. Luzzatto-Triest, Justizrat S. Makower-Berlin, Advokat Dr. Margulies-Odessa, Regierungsrat Dr. Mayer-Karlsruhe, Reichstagsabgeordneter Dr. Mazey-Pest, Justizrat S. Meyer-Berlin, Syndikus Dr. Minden-Berlin, Claude G. Montefiore-London, Prof. Dr. D. H. Müller-Wien, Dr. Max Nordau-Paris, Baron Edm. v. Rothschild-Paris, Prof. Dr. Daniel Sanders-Strelitz i. M., Geheimer Medizinalrat Prof. Dr. Senator-Berlin, Red. N. Sokolow-Warschau, Prof. Dr. A. Sulzbach-Frankfurt a. M., Professor Dr. Schapira-Heidelberg, Prof. S. Schechter-Cambridge, Prof. Dr. J. Schwarz-Wien, Prof. Dr. Steinthal-Berlin, Prof. Dr. M. Steinschneider-Berlin, Gemeinderat Dr. Alfred Stern-Wien, Schriftsteller J. Zangwill-London, Hofrat Prof. Dr. Zucker-Prag u. a. m.

zum Verfalle des Gemeindelebens beigetragen. Was an ihnen ursprünglich noch Gutes gewesen, haben sie im Laufe der Zeit ebenfalls abgestreift, und geblieben ist nur das Klägliche und Unerfreuliche. Noch wäre es Zeit, an die Heilung dieses Uebels ernstlich Hand zu legen, weil wir noch immer Rabbiner aus der alten Schule haben, welche bei dieser Sanierungsarbeit mitarbeiten könnten. Nach zehn Jahren, in Unthätigkeit verbracht, würde jeder Versuch nach dieser Richtung hin erfolglos bleiben.

Wie wir uns diese Sanierung denken müssen, soll im folgenden Kapitel erörtert werden. Dr. S. Bernfeld.

Gemeindebilder.

I. Das Gemeindeleben in Ostpreußen.

Von Moritz Scherbel, Gumbinnen.

Geehrter Herr Redakteur! Sie haben ein Stimmungsbild über das Gemeindeleben der Provinz Ostpreußen von mir gewünscht und kennen es doch selbst so gut aus früheren Zeiten, wo Sie sich dort bewegt haben. Es ist Ihnen aus eigener Anschauung bekannt, wie das Leben in den jüdischen Gemeinden daselbst sich zu vollziehen pflegt, wie es weint und lacht, am Szimchat torah sich freut, — oder auch nicht, — am Tischa beaw seine Klagen anstimmt, — oder auch nicht. Es ist inzwischen nicht anders worden. Gewiß: in dem Gefühlsausdruck eines Volkes kommt dessen geistige Höhe und politische Reife zu Tage und aus der religiösen Empfindungsäußerung einer Gemeinde läßt sich wohl schließen, welchen Standpunkt dieselbe hinsichtlich der Gottgläubigkeit einnimmt. Ein Jude, der sich an den Festen seiner Religion nicht freut und ihre Trauertage nicht mitfühlt, wird wohl immer nur zur Hälfte seinem Glaubensbekenntnis angehören. „In Ostpreußen," sagte schon vor Jahren ein Glaubensgenosse zu mir, „wissen die Juden nicht am Szimchat torah zu lachen und am Tischa beaw zu weinen." Hier haben Sie in kurzem Abriß das gewünschte Bild. Nichtsdestoweniger ist in Königsberg ein prachtvolles Gotteshaus erbaut, von dessen Einweihung Sie bereits das Programm gebracht. Aber es sind in den letzten Dezennien der Gotteshäuser in Menge erstanden, ausgestattet mit all dem Komfort, den unsere Zeit nun einmal beansprucht, ohne daß man sagen kann, daß die Religiosität dadurch eine Förderung und das Judentum eine innere Kräftigung erfahren hätte. Um die erwähnten Prachtbauten herum lagert sich eine Leere der religiösen Gesinnung, offenbart sich eine Verflachung des jüdischen Geistes, daß kaum der Wunsch unangebracht erscheinen dürfte, die halbzerfallenen Gotteshäuser der früheren Zeit wieder zurückzuerhalten, wenn wir mit ihnen jene treue Anhänglichkeit und feste Frömmigkeit wiederbekämen, wie sie die Juden in den schweren Tagen der Vergangenheit ihrer Religion gegenüber darzulegen imstande gewesen sind. Jedenfalls aber, in jedem Jahre um die jetzige Zeit, wenn die jüdischen Gemeinden — sie mögen es wünschen oder nicht — von Triest aus mit Esrog-Offerten überschüttet werden und ihnen bekanntgegeben wird, daß auch in diesem Jahre das Sukkotfest nicht ausbleiben werde, — in jedem Jahre um diese Zeit, wenn die Plage der Esrog-Offerten nach allen Himmelsgegenden sich ergießt, wo nur jüdische Gemeinden gemutmaßt werden, da erwachen auch die jüdischen Gemeinden in Ostpreußen aus ihrer Lethargie, und es kommt ihnen so etwas wie Gewissensmahnung zu Bewußtsein, daß auch die Religion ein Anrecht habe, mit in die Lebenspflichten aufgenommen zu werden. Sonst aber schlummert das Gemeindeleben hier ungestört über die Vorgänge hinweg, die sonst in anderen Gegenden das Interesse Israels wachzurufen pflegen. Nur in einzelnen Gemeinden, wie selbstverständlich in Königsberg als Hauptgemeinde, in Allenstein, Osterode und — ich weiß nicht, ob es nicht gewagt ist Tilsit und Insterburg mitzurechnen — pulsiert noch etwas religiöses Leben, besitzen die Juden noch die Erkenntnis, daß sie noch zu etwas anderem da seien, als nur um in dem allgemeinen bürgerlichen Leben mitzuthun.

Jetzt aber regt es sich selbst in den kleinen Gemeinden, und da ist das erste Bedürfnis, das da besprochen wird: die Bestallung eines Baltefilah. Ein trauriger, häßlicher Behelf dies, von dem wir wünschten, daß er am allerschnellsten aus der Welt geschafft würde. Denn ist es schon ein Gefühl der Beschämung für den angestellten Beamten, sich in seiner Würde mit dem ersten Besten, der in die Gemeinde hineingesprungen, teilen zu müssen; ist es schon für die Gemeinde kaum ehrend und erhebend, von einem hinzugekommenen Fremden ihre heiligsten Interessen vertreten zu sehen, — so sind die Erfahrungen, die man schon mit diesen, niemals dazu angelernten, aber von der Notwendigkeit zu „Vorbetern" gestempelten Leuten gemacht, so schlimmer Art, daß sie kaum zum Dienste im Allerheiligsten zugelassen werden dürften.

Dem mag nun sein, wie ihm wolle: Die ernsten Tage des Roschhaschana und Jomkippur führen jedenfalls die Gemeinden zu dem sonst fehlenden religiösen Denken zurück und machen sie ernster gestimmt. Das ist schon etwas. Wie der Gottesdienst an diesen heiligen Tagen abgehalten wird, ob mit modernem Anstrich, oder in herkömmlicher Weise, das kommt nicht inbetracht, da es den Beteiligten nur darum zu thun ist, das Bewußtsein, eine ihnen obliegende Pflicht erfüllt zu haben, zu erlangen. „Das reicht nicht aus," wird man sagen: nun, wir selbst wissen es, daß mehr dazu gehört, aber wir halten es inanbetracht der Unmöglichkeit, mehr zu erlangen, für ausreichend, denn es erhält uns wenigstens das religiöse Fühlen für diese Zeit. Man spricht so viel von einem Beten mit Bewußtsein dessen, was man betet; allein dies wird nicht zu erreichen sein, so lange die Unkenntnis des Hebräischen, wie sie jetzt in so hohem Maße vorhanden, noch fortdauert, trotz des verbesserten Religionsunterrichts. An der Unwissenheit im Hebräischen laborieren zu einem nicht geringen Teil die Juden der Gegenwart überall: warum nun sollten grade die Juden in Ostpreußen eine Ausnahme machen!

Wohl hat sich der Ostpreußische Gemeindeverband zur Aufgabe gemacht hierin Wandel zu schaffen und zu diesem Behufe die Schulinspektion ins Dasein gerufen. Allein man hat auch hier zu wenig mit dem Interesse gerechnet, welches die Eltern der die Schulen besuchenden Kinder in erster Reihe an den Tag legen müssen, wenn irgend ein Erfolg erreicht werden soll. Deshalb ist bis heute noch keine Besserung nach dieser Richtung hin zu verzeichnen.

Wenn das in der Schule gelernte Hebräisch im Hause und bei allen hier sich bietenden Gelegenheiten keine Uebung findet, dann muß es wie alles andere außer Pflege geratene Wissen der Vergessenheit anheimfallen. Das Hebräische ist bei uns Juden nicht in den Religionsunterricht aufgenommen, was eine wesentliche Erschwerung erzeugt, wenn auch keineswegs die Notwendigkeit hierfür in Abrede gestellt werden soll. Kann nun der jüdische Religionsunterricht an und für sich schon seiner Komplikation halber nicht nach der Schablone behandelt werden, welche man bei den profanenen Disziplinen in Anwendung bringt, so muß ein Hinzukommen des Hebräischen erst recht die nachteiligste Beschränkung an Zeit und Kraft nach sich ziehen. Wo daher das Hebräische nicht seine besondere Pflege erhält, wird sein Unterricht immer illusorisch bleiben. Daran wird auch nichts ändern, wenn man endlich den schon nach Jahren gesuchten Normallehrplan gefunden haben wird; er wird das Wunder nicht herbeiführen, eine bessere Kenntnis des Hebräischen zu erzeugen, da wo Zeit und Verhältnisse dagegen sprechen.

Dabei ist noch inbetracht zu ziehen, daß der Beamtenwechsel in neuerer Zeit sich mehr denn je in den ostpreußischen Gemeinden geltend macht. Insterburg z. B. hat das Bedürfnis gehabt seinen Beamten, nachdem derselbe 24 Jahre gewirkt, aus seiner Stellung zu entlassen und mit einem andern zu vertauschen. Die Gründe hierfür sind mir unbekannt geblieben, aber das Faktum selbst wirft ein trübes Licht auf die Verhältnisse, denen hier gewisse Gemeinden und Beamte unterworfen sind. In Tilsit ist man eben daran einen neuen Kantor und Lehrer aufzunehmen — gewählt ist er bereits — nachdem der vor dreiviertel Jahren angestellte den Erwartungen, die man von ihm gehegt, zu wenig entsprochen hat. Tilsit scheint überhaupt eine ganz besondere Vorliebe zum Beamtenwechsel zu haben und fährt fort dieselbe zu pflegen, trotz der üblen Erfahrungen, die es schon in dieser Hinsicht gemacht hat. Gewiß ist, daß die Tilsiter jüdische Gemeinde sich aus den verschiedensten Elementen zusammensetzt, wo es allerdings dem angestellten Beamten nicht leicht gelingen kann zu reüssieren. Dort findet man noch Gemeindeangehörige, die ihr Judentum, wie sie es aus Rußland mit herüber gebracht, gehegt und gepflegt wissen wollen; dort findet man aber auch die äußersten „Fortschrittler" auf dem Gebiete der Religion. Schlimm genug für den Beamten, wenn er das Verständnis, oder besser das Gewissen nicht besitzt, alle diese Meinungen, wie man zu sagen pflegt, unter einen Hut zu bringen, oder ohne Bild gesprochen, zu einer einzigen religiösen Ansicht zu verschmelzen, ein Brandopfer darzubringen, um es völlig in Rauch aufgehen zu lassen — wir meinen das so zerbröckelte Judentum.

Zur Verdüsterung unseres „Stimmungsbildes" trägt jedenfalls auch die Nachricht bei, daß Herr Rabbiner Dr. Bamberger schwer krank darniederliegt. Wir können nicht umhin, an dieser Stelle unser größtes Bedauern über diesen betrübenden Fall auszusprechen, denn Herr Dr. Bamberger gehört jedenfalls zu denjenigen Männern, welche stets neben der Wahrung der allgemeinen religiösen Interessen, die sie in Pflege genommen, ganz besonders den Religionslehrern ihre wohlwollende Aufmerksamkeit zugewendet haben. Seit seiner Erkrankung ist auch die Schulinspektion in eine Art Stagnation getreten; man hört und sieht nichts mehr von ihr.

Dagegen ist eine neue Vereinigung, der Verein der Religionslehrer in Ostpreußen, ins Dasein getreten. Gewiß sind die besten Absichten bei Gründung desselben vorhanden gewesen. Allein gute Absichten geben noch lange nicht die Gewähr für die Erreichung gesteckter Ziele, wenn Kraft und Mittel dazu fehlen. Wie viel Vereine dieser Gattung sind nicht schon in dem letzten Dezennium ins Dasein getreten! Alle hatten sie auf das Programm gesetzt: Die staatliche Anstellung, Pensionierung und Altersversorgung der jüdischen Religionslehrer, und was ist bis jetzt von allem diesen erreicht? Konferenzen sind gut, denn sie pflegen das Bewußtsein der kollegialen Gemeinschaft, sie sind nützlich, denn sie bilden weiter durch die vernommenen Vorträge, sie vermehren das pädagogische Wissen, das die Probelektionen den Teilnehmern der Konferenzen zuführen, — allein die Hauptziele, die wir eben angegeben, sind nicht einmal in ihren Anfängen erreicht. Nach wie vor dauert die Unsicherheit in der Stellung der Religionslehrer fort, und sie allein ist es, die ihnen jede Berufsfreudigkeit nimmt und der amtlichen Würde Eintrag thut. —

Der Tod des Gemeindevorstehers, Rentier Louis Lewenson macht sich bei uns hier recht fühlbar. Der Heimgegangene, der beinahe 40 Jahre die Angelegenheiten der Gemeinde mit geschickter Hand geleitet, wird lange noch Gegenstand wehmütiger Erinnerung bleiben, da bereits manches vermißt wird, was zur Beförderung des Gemeindewohls notwendig ist. Sie werden immer seltener, die Männer, die das fromme Gefühl besitzen, mit ihrer eigentlichen Berufsthätigkeit auch die Sorge um die Gemeindeangelegenheiten zu verbinden, aber hundert andere giebt es, die in ihrer sonstigen Lebensstellung kein Fünkchen Interesse für die religiösen Institutionen hineinzubringen vermögen. Das wird ganz besonders in den kleinen Gemeinden früh empfunden, weil ein Ersatz der durch den Tod verlorenen bessern Mitglieder mit zu den Seltenheiten gehört. Ich höre mit der Schilderung der kleineren Gemeinden auf, weil ich fürchte, dabei wieder in die „Echas" und mit ihnen in ein zweites Tischa be Aw zu geraten. Ich schließe mit dem Wunsche: Gott bess're es!

Von Hirsch bis Breuer.

III.

M. Frankfurt a. M., 8. August.*)

Breuer hatte von Hirschs Genius nur die — Orthodoxie, u. z. die Orthodoxie der ungarisch-chaßidischen Einseitigkeit und Starrheit. Schon das war ein Manko bei Breuer,

*) Seit dem Tage, an welchem dieser Artikel geschrieben wurde, hat sich die Situation in Frankfurt bereits zweimal geändert. Einmal, indem es als sicher galt, daß Herr Dr. Breuer Frankfurt verlassen und nach Wien gehen werde, und das ging so weit, daß Herr Dr. Breuer bereits am 15. d. M. seine Abschiedsrede hielt und Mittwoch, den 19. d. M. seine Abreise nach Wien erfolgen sollte. Am nämlichen Tage trat eine ganz unerwartete, ja, eine für unmöglich gehaltene Wendung ein: Herr Dr. Breuer entschloß sich, nicht nach Wien zu gehen, sondern in Frankfurt zu bleiben. Zur Lösung dieses, bisher auch in Frankfurt noch nicht gelösten Rätsels findet der geneigte Leser einen Beitrag in einem Artikel der nächsten Nummer: „Eine Notlage der Orthodoxie". Wir kommen natürlich auf die Frankfurter Verhältnisse noch zurück. Red.

daß er, anders als Hirsch, der schon die Lorbeeren des „Chaurew“ nach Frankfurt mitbrachte, keine andere Vergangenheit hatte als — seinen Schwiegervater. Bezeichnend dafür ist eine mir als wahr verbürgte Anekdote.

Als wegen der bekannten Rabbiner-Erklärung gegen den Antisemitismus, welcher, wie erinnerlich, Breuer und seine intimsten Anhänger ihre Unterschrift versagt hatten, weil sie nicht mit den Reform-Rabbinern zusammengehen wollten, eine Konferenz der orthodoxen Rabbiner in Fulda veranstaltet wurde, habe Dr. Breuer dem greisen Rabbiner Dr. Hildesheimer den Vorwurf gemacht, er, Dr. Hildesheimer, verleugne seine ganze Vergangenheit. Darauf habe Dr. Hildesheimer geantwortet: Ich habe doch wenigstens eine — Vergangenheit.

Breuer will von der Gegenwart und vom modernen Leben weder als „neuen Krug für alten Wein“, noch als „neuen Wein für alte Krüge“ etwas wissen. Er besteht auf seinen „Schein“, d. i. der Schulchan Aruch. Er macht auch, wo er nachgeben muß, absolut keine Zugeständnisse, die doch immer eine gewisse Freiheit voraussetzen, er weicht höchstens dem Zwange und der Gewalt. Das ist ein Orthodoxer reinster ungarischer Prägung, die dem modernen Leben und Geiste gegenüber sich nicht mit der Defensive begnügt, sondern die Offensive ergreift. Daher sein — prinzipielles und persönliches — Verhältnis zur modernen Bildung.

Diesem seinen Standpunkt hat er in seiner Antritts-Rede ganz unverblümt Ausdruck gegeben, und noch charakteristischer dafür ist die Einkleidung, in der dies geschah.

„Nur keine Konzessionen! — so sprach er ungefähr. — Auch nicht die geringste und kleinste, denn aus dem geringen und kleinen wird mit der Zeit ein Großes und Bedeutendes. So sagt der Psalmist (c. 106,20): „Und sie vertauschen ihre Ehre durch das Bild eines Ochsen.“ Das war ja doch eigentlich kein Ochse, sondern ein Kalb? Gewiß! Anfangs war es ein Kalb, aber mit der Zeit wurde ein Ochse daraus. So geht es mit jeder Konzession: angefangen wird mit einem kleinen Kalbe, doch das wächst mit der Zeit und wird zu einem großen Ochsen!“

So gesprochen im Jahre 1890, einige Tage vor dem Peßach-Feste, am Abende der Einführungs-Feier von Herrn Rabbiner Dr. Breuer in der Synagoge der „Adaß Jeschurun“, Frankfurt a. M., Schützenstraße! Ich war selbst Zuhörer. — „Keine Konzession! Aus dem Kalbe wird ein Ochse!“ Da mochte schon manches Mitglied der „Adaß Jeschurun“ eine Parallele zwischen diesem grotesken Kauderwälsch und der edlen Hirschschen Rhetorik gezogen haben.

Dr. Breuer war kein Mann für die Frankfurter Patrizier-Orthodoxie; er paßte für Papa, aber nicht für die Stadt Goethes und Schopenhauers.

Wie Frankfurt dazu kam, Herrn Dr. Breuer auf den Schild zu heben? Das soll auch seine Geschichte haben: Der selige Rabbiner Hirsch habe vor seinem Tode seinen Schwiegersöhnen Dr. Breuer und Dr. Guggenheimer das Versprechen abgenommen, nicht als Bewerber nach seinem Tode bei der „Adaß Jeschurun“ aufzutreten, indem die Nachfolge im Amte dem ältesten Sohne, Dr. Meni Hirsch in Frankfurt a. M., zukomme.

Dies Versprechen wurde natürlich von den Schwiegersöhnen gehalten. Nur habe Herr Rabbiner Dr. Breuer nach dem Tode seines Schwiegervaters bei dem Vorstande „Adaß Jeschurun“ die Erlaubnis nachgesucht, seinem großen Schwiegervater in Frankfurt einen „Hesped“ (eine Trauerrede) zu halten — und das sei die Probe-Predigt des Herrn Dr. Breuer gewesen, auf Grund deren die Wahl erfolgte. —

Nun entstand ein ungeheuer peinliches Verhältnis zwischen Dr. Breuer und Dr. Meni Hirsch sowie zwischen den Gliedern der Hirschschen Familie, welche es mit ersterem, und denen, die es mit letzterem hielten — ein Mißverhältnis, das geradezu als Chillul haschem bezeichnet werden darf. Die Feindschaft ging so weit, daß Dr. Meni Hirsch eine ihm von dem Schwager Dr. Breuer offerierte Gevatterschaft zurückwies mit den Worten: „Erst wenn Breuer fort sein wird“! Auf der einen Seite machte man dem Dr. Breuer den Vorwurf, er habe sein dem Verstorbenen gegebenes Versprechen nur dem Wortlaute, nicht aber dem Geiste nach gehalten; auf der anderen Seite wurde die Unversöhnlichkeit des Dr. M. Hirsch nicht blos auf die Pietät für den Vater, sondern auch auf egoistische Motive zurückgeführt. Sicherlich hätte es dem Dr. M. Hirsch besser angestanden, seinen Motiven ein größeres Mißtrauen entgegenzubringen. —

Schon diese häßlichen Folgen ließen die Wahl Breuers mit andern Gefühlen betrachten.

Dazu kam, daß Dr. Breuer sich nicht die geringste Mühe gab, den ungarischen Orthodoxen abzulegen oder auch nur nicht herauszukehren, sowohl in seinen Predigten, als auch in seiner Wirksamkeit. Geflügelte Worte aus Breuers Predigten, wie: „Israel weiß, wo ihn der äußere Schuh drückt“, oder „Moses „lag“ Fürbitte für Israel ein“ u. dgl., trugen auch nicht gerade dazu bei, daß man sich zur Wahl Breuers dauernd gratulierte. Aber auch im Wirken schien Papa nach Frankfurt a. M. versetzt zu sein. Dr. Breuer richtete sich, ganz nach dem Muster „Halbasiens“, eine „Jeschiwa“ ein, und zwar nahm er in dieselbe ausschließlich ungarische Jünger auf, während ein wahrhaft chauvinistischer Fanatismus gegen Polen und Russen herrschte. Diese Jeschiwa kostete viel Geld und bildete keine Perle in der Krone der Patrizier-Orthodoxen. — Auch machte dieser stete Verkehr mit ausschließlich ungarischen Jeschiwa-Jüngern immer mehr die Hoffnung illusorisch, daß Herr Dr. Breuer sich schließlich doch noch entmagyarisieren und in die Patrizier-Allüren hineinwachsen werde. —

Verhinderte dies im allgemeinen, daß die Begeisterung für ihren Rabbiner in der „Adaß Jeschurun“ Stand hielt und an Boden gewann, so kamen dann einzelne Spezial-Fälle hinzu, die hart an die Chronique scandaleuse streiften und die PatrizierEmpfindlichkeit stark verletzten. —

Einer der unangenehmsten war der „Fall Neuhof“. Herr Neuhof ist der Besitzer des unter Aufsicht des Rabbinats der orthodoxen Religionsgesellschaft stehenden Hotel Emmerich. Dieses galt stets in ritueller Hinsicht für höchst zuverlässig. Vor etwa einem Jahre hieß es eines schönen Tages: Neuhof ist gepaßelt! Er sollte, so hieß es, ein Huhn mit einem zerbrochenen Flügel importiert haben. Das kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel! Wer die Frankfurter Verhältnisse kennt, konnte es gar nicht fassen, daß Herr Neuhof einen solchen

faux pas gemacht haben sollte. Niemand hat ein fester fundiertes Geschäft, niemand einen sicherern Kundenkreis als die Metzger und Restaurateure der Adaß Jeschurun — und zwar einen Kundenkreis, bei dem der Preis gar keine Rolle spielt. Was konnte Herrn Neuhof zu einem so gefährlichen Schritt nur veranlaßt haben? — Doch, Herr Rabbiner Dr. Breuer hatte öffentlich erklärt, Hotel Emmerich stehe nicht mehr unter seiner Kontrolle — er mußte also seine gewichtigen Gründe haben. Aber welche Ueberraschung! Schon nach wenigen Tagen wurde Herr Neuhof rehabilitiert und wieder für koscher erklärt! Das war also eine Uebereilung vom Herrn Dr. Breuer gewesen, eine Uebereilung, die nicht so leicht verschmerzt werden konnte. Das fühlte er selbst, und es verbreitete sich das Gerücht, Herr Dr. Breuer habe die Absicht, Frankfurt zu verlassen. Das Gerücht bestätigte sich nicht — — damals lebte noch Herr Selig Goldschmidt, der Mäcen der Adaß Jeschurun.

Im letzten Nißan wiederholte sich ein ähnlicher, in der Oeffentlichkeit Aergernis erregender Fall und schlug dem Faß den Boden aus. Es war nämlich Herr Lehrer Plaut, der an der Hirschschen Schule 28 Jahre gewirkt hatte, im Nißan gestorben, und da es sich um einen als Lehrer so hochverdienten Mann handelte, so wurde, obgleich im Nißan, nicht ganz von der Abhaltung einer Grabrede Abstand genommen. Im Trauerhause hatte Herr Prof. Sulzbach dem Kollegen einen Nachruf gewidmet und am Grabe wollte Herr Direktor Dr. M. Hirsch auch noch einige Worte sprechen. Da erhob Herr Dr. Breuer lauten Einspruch: „Was soll aus der Jugend werden, wenn die Lehrer so das Gesetz übertreten? Das „Meß“ (den Leichnam) weg!“ —

Dieser Vorgang hatte die Gemüter sehr verbittert. Das war nicht nur in der Oeffentlichkeit, sondern auch in Gegenwart christlicher Kollegen des Verstorbenen bei einem Leichenbegängnis geschehen, und das christliche Publikum hatte noch statt „das Meß weg“: „das Messer weg“ verstanden. Dazu kam, daß der Fall nicht ohne Präcedenz unter Samson Raphael Hirsch dastand. Direktor Hirsch hatte nur nach dem Beispiel seines Vaters gehandelt, und Dr. Breuer hatte sich in eklatanter Weise in direkten Gegensatz zu S. R. Hirsch gestellt. Diesmal konnte Breuers Vorgehen von keiner Seite gebilligt werden, ja es soll an nicht mißzuverstehenden Beweisen des Mißfallens von Seiten des Vorstandes nicht gefehlt haben.

Dr. Breuer griff zu seiner alten Waffe: Unterhandlungen mit der Wiener „Schiffschul“ und Demission! Aber diesmal war niemand da, der ihn zurückhielt. Selig Goldschmidt war inzwischen gestorben, und wer weiß, ob im andern Falle nicht dasselbe geschehen wäre.

Sicher ist es ja noch immer nicht, aber doch sehr wahrscheinlich, daß die Aera Breuer in Frankfurt nun zu Ende geht. —

Für die „Adaß Jeschurun“ hat ja diese Krisis auch ihre Schwierigkeit; Selig Goldschmidt, die Haupt-Säule der Separat-Gemeinde, ist nicht mehr, und an geeigneten Kandidaten für das Rabbinat der „Adaß Jeschurun“ hat die Orthodoxie auch keinen Ueberfluß. Die Besetzung dieser Stelle ist um so kritischer, als seit einer langen Reihe von Jahren durch die Wirksamkeit des Herrn Rabbiner Dr. Horovitz in Frankfurt a. M. an der Spitze der von der Hauptgemeinde eingerichteten orthodoxen Gemeinde-Institutionen, die Existenz-Berechtigung der „Adaß Jeschurun“ eine sehr zweifelhafte geworden und auch bei den Orthodoxen keine so tief empfundene ist. Ein großer Teil der Mitglieder der Separat-Gemeinde gehört zu den Anhängern des Dr. Horovitz, so daß dieselbe vielen als ein sehr teures und überflüssiges Stück Möbel erscheint. Man kann sehr darauf gespannt sein, welche Wendung jetzt die Dinge nehmen werden.

Vor der Hand bemüht man sich noch, Herrn Dr. Breuer einen ehrenvollen Abgang zu bereiten. Eine Petition wurde in Zirkulation gesetzt, um Unterschriften für Erhaltung des Dr. Breuer zu sammeln. Dieselbe scheint aber kein respektables Resultat erzielt zu haben. Die Herren der „Adaß Jeschurun“ haben doch wohl die Mahnung bedacht: Spielet nicht mit Schießgewehren! Andererseits hat der „Israelit“ plötzlich entdeckt, daß die „Schiffschul“ in Wien ein höchstbedeutsamer Wirkungskreis sei, und Herr Isaak Leon Freistadt, der Begründer der „Schiffschul“, ist plötzlich ein großer Mann geworden, dessen Portrait eine Bedeutung für Israel hat! Wie sagt man? „Maphtir ist alles Geld wert.“

Die Judenfrage in Rußland.

B. Wien, 23. August.

Der Petersburger Korrespondent der Neuen Freien Presse, der neulich den Prokuror des Heiligen Synod, Pobjedonoszew, interviewt und die in Ihrem Blatte trefflich beleuchteten Produkte der Gedächtnisschwäche des heiligen Mannes der Oeffentlichkeit übergeben hat, fährt in der heutigen Nr. des genannten Blattes mit der Reproduktion seiner in Rußland gemachten Momentaufnahmen fort. Ein großer Raum seines Berichtes ist der „Judenfrage“ gewidmet und diesen Teil wollen wir im Auszuge wiedergeben, weil er zeigt, wie und von wem die Judenfrage in Rußland „gemacht“ worden ist. Die Frage ab ovo behandelnd, erzählt der Korrespondent:

„Der letzte russisch-türkische Krieg hatte eine erschreckende Unlauterkeit in der höheren Militärverwaltung offenbart. Die öffentliche Meinung kehrte sich stürmisch gegen die Regierung und forderte strenge Strafe für die Schuldigen. In diese Zeit allgemeiner Erregung kam die neue Heilslehre vom Antisemitismus über die deutsche Grenze. Die wahren Schuldigen, die das Unglück an der Donau verursachten, schienen plötzlich gefunden. Der Betrug, der die russische Offiziersehre befleckte, war nicht von den verantwortungsvollen Würdenträgern begangen, das Gift hatte ein Anderer gebracht — der Jude. Die Litteratur des Tages versicherte dies in allen Formen. Ihr Kreuzzug stieß auf Teilnahmslosigkeit im Volke. Der Muschik haßt den Juden nicht; auch die Kirche förderte die Verfolgung nicht; die Popen traten für die bedrohten Rabbis und Zadiks wie für Mitbrüder von der Kanzel ein; sie versendeten ihre heiligen Bilder zu deren Schutz, aber ein anderer, mächtigerer Gegner erstand den Juden — der Zar. Man hatte ihm gesagt, daß die Juden den Kreis, welchen das Gesetz ihrem Wohnrechte in Rußland zieht, durchbrachen; er fand nicht, daß die Zeit nur eine natürliche Korrektur der bestehenden Bestimmungen vollzog; er war immer ein Anhänger starrster Gesetzesauslegung.“

Hier werden einige Beispiele von Härte des verstorbenen Zaren mitgeteilt, der selbst mit hochstehenden Verwandten kein Erbarmen, sondern nur eines kannte: — das Gesetz. Der Korrespondent fährt dann fort:

„Diese Gesetzesstarre ohne Sinn und Gehör für milde Stimmen der Menschlichkeit kehrte sich nun gegen die — Juden. Das Gesetz für die Juden! Sein Geist war das Mittelalter, seine Seele die Willkür, seine Bestimmungen stiegen gespensterhaft wie aus einem

durch Jahrhunderte geschlossenen Grabe! Es sollte trotzdem herrschen, erbarmungs-, rücksichtslos nach seinem völlig veralteten Wortlaute. Es fanden sich Beamte, die noch grausamer waren. Ihr Vorbild war jener Wlassowski, den jüngst ein Ukas Nikolaus' II. von seiner Stelle stürzte, weil er von all seinen Richtern als die Ursache des Chodinka-Unglückes bezeichnet wurde. Er hat die Juden von Moskau mit teuflischer Grausamkeit verfolgt, nach ihrer Vertreibung setzte er eine Prämie für die Angeberei aus, verurteilte er die Angehörigen wohlhabender und gebildeter Kreise zu den tiefsten Erniedrigungen, suchte mit allen Mitteln die Umwandlung des jüdischen Gotteshauses in ein Tingel-Tangel durchzusetzen. Diese Gesinnung machte Schule. Polizeimeister und Gouverneure in der Provinz ahmten sie nach, sie hatten vorher schon Emissäre in Städte und Dörfer geschickt, welche die Plünderung der Judenviertel predigten. Das Militär stand Gewehr bei Fuß, während der rote Hahn auf die jüdischen Dächer gesetzt wurde. Wieder war das Volk nicht bei der heiligen Sache. Man mußte die Exzedenten aus dem Norden holen. „Der Kaiser wolle die Tumulte," versicherten diese Agenten des Krieges gegen Wehrlose. In einem Dorfe bei Kiew flehte eine Jüdin ihren Nachbar an, man möge sie schützen. „Wir werden dir beistehen," sagten die Dorfältesten, „nur laß uns die Fenster deines Hauses einwerfen, damit der Kaiser nicht wisse, daß wir seinem Gebote im Herzen entgegen sind." Der Antisemitismus war machtlos, wenn ihn die Behörde ohne Unterstützung ließ. General Todtleben gestattete nicht, daß dessen Wanderprediger in sein Gouvernement dringen, den Juden wurde dort auch kein Haar gekrümmt. Man sollte alsbald erfahren, daß dieser General mit kluger Voraussicht gehandelt hatte. Flugschriften flatterten plötzlich auf, ihr Refrain lautete: „Erst die Juden, dann die Klöster, zuletzt die Schlösser!" Bei einer Emeute standen die Soldaten in gewohnter Unthätigkeit. „Gieb den Prügel her," meinte lachend einer der Exzedenten zu einem Flügelmanne, und entriß ihm sein Gewehr. Der Fall wurde dem Zar berichtet. Ein scharfer Erlaß an die Militär-Kommandanten war die Folge. Alexander III. gestattete keine Judenhetze mehr in seinem Reiche . . . ."

Von dem Mächtigsten kommt der Korrespondent auf die mächtigen Männer Rußlands, die der Judenverfolgung das Wort geredet haben:

„Es giebt Politiker in Rußland, welche von der Beschränkung der Juden wirtschaftliche Vorteile erwarteten. Die Ereignisse zeigten, daß sie sich geirrt haben. Aehnliches wie in Spanien und im südlichen Frankreich, wo die Vertreibung der Juden einen wirtschaftlichen Notstand herbeiführte, hat man auch in Rußland erfahren. „Der Jude," klagte man, „sei ein Wucherer." Der Zinsfuß, den seine Nachfolger erheben, ist heute ein höherer. „Er verderbe das Geschäft," warf man ihm vor. Dasselbe ist schlechter geworden, und nur der Konsument hat schwer gelitten, weil der Preis der Waren durch den Mangel irgend einer Konkurrenz unverhältnismäßig gestiegen ist. „Die Juden befördern die Trunksucht," schrie man. Als sie heimatlos geworden waren, bildeten sich Mäßigkeitsvereine, um dem fürchterlichen Laster und den garstigen Gewohnheiten, die jedes Dorffest, jede Beratung im Mir und Semstwo begleiten, entgegenzuwirken. Sie stießen auf einen mächtigen Gegner — den Finanzminister. Der Staat hat den Ausschank von Getränken den Juden abgenommen, er will nicht, daß der Erlös geringer werde. Ueberall bestehen, auch dort wo die Juden fehlen, die Laster fort, nur mit dem Unterschiede, daß der Grundwert sank, die Arbeitslosigkeit stieg und das National-Vermögen eine schwere Schädigung erlitt."

Ein trefflich gezeichnetes Bild, das jeder Eingeweihte als naturwahr erkennt und anerkennt. Wer so gut über die Vergangenheit unterrichtet ist, der wird auch die Gegenwart nicht falsch zeichnen und die Zukunft nicht unrichtig prognostizieren. Mit besonderer Genugthuung geben wir darum den Schluß des Berichts, der uns in dem hier oft gezeichneten Zickzack-Kurs den rechten Weg weist:

„Trotz dieser Erfahrungen hielt die Regierung bis in die letzte Zeit an den Tendenzen Alexanders III. fest. Vergeblich mahnten einsichtige russische Schriftsteller zur Umkehr, vergeblich versuchten einflußreiche Juden des Auslandes, ihren Glaubensgenossen hilfreich beizuspringen. Ein großer englischer Verein entwarf eine Adresse an den Zar. Ihr Inhalt war ein Aufschrei der Menschlichkeit gegen die Brutalität. Das Schriftstück wurde abgewiesen, schließlich ist es doch in die Hände Nikolaus II. gelangt. Eine russische Schriftstellerin, die in England die freie Luft eines großen Weltreiches atmet, verstand es, die entgegenwirkenden Schwierigkeiten zu besiegen. Als sie den erwünschten Erfolg gewonnen, und der Zar die an ihn gerichtete Denkschrift gelesen hatte, trat ein unerwarteter Umschwung ein. Er war zuerst in den Zeitungen erkenntlich, welche die Judenfrage jetzt in einem anderem Tone behandeln. Auch die Regierung ließ ihre Reserve fallen, die Praxis in der Handhabung der gesetzlichen Bestimmungen wurde eine menschenfreundlichere, der Besuch fremder Juden in Rußland wurde zunächst für Ausstellungen und Kongresse freigegeben, Beamte, deren Milde bisher als Fehler galt, wurden befördert, die „Juden-Kommission" im Ministerium des Innern, die so lange gefeiert hatte, erhielt Befehl, die alten Gesetze und barbarischen Verordnungen Alexanders III. einer neuen Beratung zu unterziehen, selbst die erbitterten Gegner der Juden fühlten das Bedürfnis, zu erklären, daß sie ihnen nicht in prinzipieller Feindschaft gegenüberstehen. So mächtig ist ein Kaiserwort. Seltsam! Während in europäischen Kulturstaaten die Fratze des Antisemitesmus sich noch frommer Patronanz erfreut, und der cynische Vandalismus seiner Bekenner die höchsten Errungenschaften des menschlichen Geistes bedroht, ist in Rußland, das selbst so lange mit pharaonischer Grausamkeit die jüdischen Unterthanen bedrückte, eine Wendung zum Besseren eingetreten. Zögernd that Nikolaus II. den ersten Schritt hierzu — möchte er den zweiten mutig wagen. Nicht nur die Juden — die Menschen in Europa werden ihm Dank hierfür wissen."

Wochen-Chronik.

Berlin, 29. August.

— **Wilhelm Jensen** kommt in der heutigen Nr. unseres Blattes zum Wort und wird dieses Wort einige Monate hintereinander behalten. Um seinem „Widerwillen über das Treiben der Antisemiten" Ausdruck zu geben, hat der berühmte Novellist eine seiner Jugendarbeiten, neu gestaltet, uns zur Veröffentlichung übergeben. Wir lohnen einen Dichter am besten durch teilnahmvolle Aufmerksamkeit, mit der wir seiner Schöpfung folgen; denn ist auch das Lessingsche Epigramm alt, veraltet ist es nicht und „unmodern" erst recht nicht:

„ . . . Wir wollen weniger gelobet
Und fleißiger gelesen sein!"

— **„Jüdische Berichterstatter."** Die „Kölnische Volkszeitung", brachte vor einigen Tagen die Nachricht, daß der Kaiser, als er sich über die Militärstrafprozeßordnung äußerte, erklärt habe, er sei im Großen und Ganzen mit der Hohenlohe'schen Auffassung der Reformgestaltung einverstanden, nur fürchte er die Ausschlachtung von Militärgerichtsverhandlungen durch die Sensationspresse: die oft „jüdischen Berichterstatter" verständen ja, die einfachsten Dinge in großartiger Weise auszuschmücken. Durch solche Skandalberichte müsse aber das feste Gefüge der Armee erschüttert werden. Der Gewährsmann der „Köln. Volksz." fügt hinzu: wann und zu wem der Kaiser sich in dieser Weise geäußert, werde nicht erwähnt, er glaube aber mit Rücksicht auf die hohe soziale Stellung der Kreise, in welchen diese Aeußerung des Monarchen kolportiert werde, dieselbe mitteilen zu müssen. — Wir haben keine Veranlassung, uns ganz besonders für „jüdische Berichterstatter" ins Zeug zu legen. Bei einer Tageszeitung, die ihrem Zweck dienen will, fragt heutzutage kein Mensch nach dem Glaubensbekenntnis eines Berichterstatters. Jeder Eingeweihte weiß, daß die christlichsten Zeitungen ebenso gut

von jüdischen Berichterstattern bedient werden wie diejenigen, die von antisemitischen Organen als „jüdische" bezeichnet werden. Uns ist eine große Zahl von jüdischen Berichterstattern bekannt, die ihren Stolz darin erblicken, daß an ihrer Zuverlässigkeit überhaupt nicht gezweifelt wird. Auf der anderen Seite kennt jede Zeitungsredaktion christliche Berichterstatter, deren Mitteilungen fast immer unbesehen dem — Papierkorb überliefert werden. Daß es unter den jüdischen Berichterstattern ebenfalls unzuverlässige Persönlichkeiten giebt, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Ob aber die „Sensationsmacherei" als solche und überhaupt eine spezielle Eigenschaft jüdischer Berichterstatter ist, kann getrost dahingestellt bleiben — Unterrichtete können bekunden, daß die größten Sensationsnachrichten meistens nicht von jüdischen Reportern herrühren. Im Gegenteil. — Uebrigens bemerkt die nämliche Köln. Volksztg. in ihrer Nr. vom 22. Aug., man solle ihre frühere Meldung resp. die Quellenangabe mit Vorsicht aufnehmen, da es in den bezeichneten beachtenswerten konservativen Kreisen Männer geben soll, die zur Sanktionierung ihrer eigenen Meinungen gerne die Person des Monarchen ins Spiel ziehen.

— **Rohling spukt wieder.** Angesichts der bevorstehenden Wahlen arbeitet der Antisemitismus in Böhmen mit voller Dampfkraft und die sogenannten Deutschnationalen requirieren die Bundesgenossenschaft der Rohling und Konsorten für ihre sauberen Zwecke. In die Kraft des nationalen Antisemitismus allein scheinen seine Apostel selbst nicht hinreichendes Vertrauen zu setzen, und so wird in den Lokalblättern eine Talmudhetze inszeniert, um den Religionshaß in den Dienst des Wahlgeschäftes zu stellen. Ein darauf abzielender Artikel erschien in den „Egerer Nachrichten" und eine ganze Anzahl von Rohling fabrizierter Talmudzitate, welche längst als schamlose Fälschungen durch beeidete christliche Sachverständige gebrandmarkt wurden, wird neuerdings, nicht einmal frisch gewaschen, sondern mit dem alten Schmutz, dem verehrten Lesepublikum der deutschen Stadt Eger vorgeführt. Der israelitische Kultusvorstand von Eger hat sich veranlaßt gesehen, in einer öffentlichen Erklärung den Ursprung und den Charakter jener Talmudzitate bloszulegen. In den nämlichen „Egerer Nachrichten" publiziert nun der alte Prager Biedermann eine Erklärung, in welcher er alle Behauptungen des gen. Vorstandes als „unwahr" bezeichnet. Als ob die Leser ein so kurzes Gedächtnis hätten, um zu vergessen, daß Herr Kanonikus und Prof. Dr. Aug. Rohling in Prag s. Z. von dem früheren Abg. Bloch öffentlich des Meineides bezichtigt wurde, daß Dr. Rohling die Beleidigungsklage wider Dr. Bloch angestrengt und sie während der Verhandlung mutig — zurückgezogen hatte. In seiner Erklärung beruft sich der Herr Kanonikus auf die Schriften eines „Dr. Clemens Viktor" und des Dr. jur. Freiherrn von Langen. Ueber den letzteren hat ein Freund Rohlings, der bekannte Herr Karl Paasch, hinreichende Enthüllungen gebracht, und Herr Clemens Viktor ist niemand anderer als Herr Rohling selber, die Schrift aber, welche unter diesem Pseudonym erschienen ist, hat Herr Rohling im Vereine mit seinem Kampf- und Gesinnungsgenossen, den zu einer entehrenden Kerkerstrafe verurteilten Briman verfaßt. Die Schrift ist somit seine eigene Fälschung und der Prager Kanonikus giebt sich den Anschein, als berufe er sich auf ein fremdes Zeugnis, während er sein eigenes Produkt zitiert. Das sind die Zeugen des Herrn Rohling!

Feuilleton.

Das große Sterben.

Novelle aus dem deutschen Mittelalter von **Wilhelm Jensen.**

Erstes Kapitel. Nachdruck untersagt.

Gegen Abend war es. Mittsommer lag friedlich über der weiten Ebene, die der Rhein von den sieben Bergen bis an das Meer durchzieht. Ein junger Mann schritt auf der breiten Heerstraße, die von Frankfurt gen Norden führt, entlang. Sein Auge war fröhlich und lief regsam umher. Bald über die Kornfelder, die noch, obwohl der Juli schon vorüber war, mit schweren Halmen am Wegrand schwankten, bald auf den glänzenden Fluß zur Rechten, der ihm voraus eilte und lustig von der Sonne übergoldete Segel hinabtrug. Wenn seine Augen auf den davon eilenden Kähnen ruhten, fingen unwillkürlich auch seine Füße an, sich schneller zu bewegen; dann, wenn das Schifflein an einer Biegung des Stromes verschwand, hielt er lächelnd wieder inne.

„Grüßt mir daheim, wenn ihr an der heiligen Stadt vorüberkommt!" rief er freudig mit winkender Handbewegung, und folgte langsam durch den Staub der Straße nach.

Weit vor ihm dehnte sich die Ebene; in seinem Rücken verschwammen die bläulichen Kuppen jenseits des Rheins mehr und mehr im abendlichen Dunst. Der Weg führte eine langgestreckte Anhöhe empor, welche die Aussicht benahm; rüstig schritt der einsame Wanderer fort, bis der Hügel sich wieder vor ihm hinabsenkte, und sein Blick ungehindert weit voraus und gen Süden zurückschweifte. Dort blieb er stehen und seine Augen leuchteten glücklich auf.

Sie waren grau und schwärmerisch-verständig, wie das Gesicht, das sie umgab. Klug und eindringlich waren sie, und doch wieder schelmisch wie Kinderaugen, an die ihre ungewöhnliche Größe mahnte. Es lagen nicht viel Erfahrungen, wenigstens keine Sorgen noch auf der frischen, sonnengebräunten Stirn, von der er die leichte Reisekappe gelüftet. Leichter Sinn lachte fröhlich von den roten Lippen in die Welt hinaus, die ein dunkelfarbiger, sorgsam gestutzter Schnurrbart bekleidete, der gekräuselt an das leicht bedeckte Kinn hinablief. Der Träger desselben konnte kaum das zweite Jahrzehnt überschritten haben; sein Wuchs war hoch und kraftvoll; deutsche Art sprach aus seinen Bewegungen und jedem Zug seiner Erscheinung, nur das tiefschwarze Haar, das ihm lockig bis auf den Nacken herunterfiel, lag gewissermaßen befremdend über der Stirn, als ob es ihm nicht zu eigen sei, oder als ob ein anderes Gesicht und Wesen zu dem fremdartigen Gelock gehöre.

Nun stand er auf der Höhe und blickte mit den grauen Augen vor sich ins Thal. Der Rhein machte eine Windung; eine Stadt, die für das vierzehnte Jahrhundert von bedeutendem Umfang war, lag weitgedehnt an seinem ruhigen Spiegel, in den die hohen Giebel der Häuser hinabnickten. Graue Mauern mit Türmen, über die mächtige Kirchen emporragten, um-

schlossen das Ganze; alles war von der abendlichen Sonne überglüht, die in den Fenstern der Erker spiegelte und ihre Strahlen in das Auge des einsamen Beschauers zurückwarf.

„Es ist das heilige Kölln," sagte dieser leise. Glänzend hing sein Auge daran; er schien in dem roten Dächergewirr etwas zu suchen, das ihm in dem bunten Durcheinander immer wieder entschwand.

„Sieben Jahre in der Fremde," murmelte er fort; „sieben Jahre älter ist das Alter geworden" — ein nachdenklicher Zug flog über sein Gesicht — „sieben Jahre älter auch die Jugend," setzte er rasch hinzu, und seine Lippen lächelten. Er stand in Sinnen verloren, aber sein Blick erglänzte immer freudiger; plötzlich fuhr er auf und wandte den Kopf.

Ein leises Sausen, wie das des Abendwindes durch hohe Wipfel ertönte in seinem Rücken, er sah umher, doch so weit er blickte, befand sich kein Baum, nur niederes Gebüsch ragte hie und da aus den Kornfeldern auf. Dennoch wurde das Summen vernehmlicher, es kam von Süden herauf, seine Augen suchten, aber die Strahlen der untergehenden Sonne blendeten ihn, und er gewahrte nichts. Nur war es ihm, als bewege fern in hoher Luft ein Nebel sich heran, aus dem das Getöse herabdrang. Ein sonderbarer Schauer lief ihm durchs Blut, für kurze Dauer schienen seine Augen ihm verschleiert, dann ebenso plötzlich waren sie wieder frei, und er sah deutlich eine graue Masse, die wie eine Wolke heranzog. Sie hob und senkte sich, nun trat sie über die Sonne, und völliger Schatten fiel auf sein Gesicht. Immer lauter tönte das Gebrause, fast wie aufrauschender Sturm, — noch einige Augenblicke und es wurde finster über ihm und um ihn her, und auf ihn nieder stürzte es wuchtig wie Schlossen zur Erde.

Mit heftigem Ruck schüttelte er die Tiere, die seine Kleidung bedeckten, von sich. Es überlief ihn ekelnd, vor ihm und hinter ihm war der Weg mit fingerlangem, dickleibigem Gewürm besäet, das flügelschwirrend durch den Staub kroch und sich gegenseitig mit spitzen, gefräßigen Zangen anfiel. Der junge Mann betrachtete die Tiere, die er nie gesehen, halb mit Widerwillen, halb neugierig. „Heuschrecken, es müssen Heuschrecken sein," murmelte er, „wahrhaftig" — sein Auge flog über die nächsten Kornfelder, die zum Teil unter dem Gewicht des raubgierigen Schwarms zu Boden gebrochen, zum Teil schon unter ihren mörderisch-eilfertigen Freßwerkzeugen verschwunden waren, — „man hat recht, sie die Pest der Felder zu nennen."

Er erschrak sichtlich vor seinen eigenen Worten und starrte über die schwarzdurchwimmelte Flur, die noch eben zuvor wie ein goldenes Meer hoffnungsverheißend um ihn her wogte, — „man sagt, daß sie die Pest der Menschen ankünden," setzte er hinzu, und jener Schauer, der ihn durchfröstelt, kam wieder aus seinem innersten Mark und rann ihm bis an die Stirn empor.

„Ich bin erhitzt, und die Abendluft wird kühl," sagte er, seine Gedanken beschwichtigend, laut vor sich hin. Er strich sein Haar, an dessen Wurzeln der Schweiß hervorperlte, mit der Hand zurück und lachte fröhlich auf.

„Bin ich nicht ein Narr, der nach sieben Jahren vor den Thoren der Heimat stehen bleibt und ekelhafte Würmer betrachtet, während dicht vor ihm da drunten —"

Er brach ab und schritt, ein heiteres Lied pfeifend, munter vorwärts. Sorgfältig vermied er die dicken Insektenkörper, die sich vor seinem Fuß im Staube wälzten; allmählich wurden ihrer weniger, er dachte ihrer nicht mehr und wanderte eiliger auf das geöffnete Thor, das einladend vor ihm aufstieg, zu. Im Augenblick, als er dasselbe erreichte, verschwand die Sonne, und ihm war, als ob ein grauer Schatten an ihm vorüberfliege, der das alte Steinthor umstricke und blitzeshaftig am Gemäuer entlang husche, wie mit lautlosen Armen von beiden Seiten die Stadt umklammernd. Es war nur ein Moment, doch zum dritten Mal kam der seltsame Schauder, der seinen Körper durchrüttelte; wie mit einem bleiernen Leichentuch überzogen, lag plötzlich die Stadt vor seinen Augen, und er starrte gedankenlos in die Straße, an deren Beginn er stand, hinein.

Er dachte nicht nach, er wußte selbst nicht, was er that. Es überlief ihn etwas mit einer dunklen unerklärlichen Angst, das wie mit unheimlichem Flügelschlag ihn umflatterte und davontreiben wollte, ehe er in das betriebsame Menschengetümmel der Straße vor ihm hineingeschritten. Ihm kamen plötzlich wieder die Heuschrecken ins Gedächtnis, und ihm war als wären die Menschen Halme, die sich im Wind durcheinander bewegten, und als rausche es gespenstisch durch die Luft heran, unsichtbar näher und näher wie aufbrausender Sturm — —

Er fuhr zusammen: eine Stimme rief dicht neben ihm seinen Namen, und er sah auf. Er gewahrte, daß Vorübergehende um ihn stehen geblieben und ihn verwundert betrachteten.

„Seid ihr fremd geworden in der hilligen Stadt, Junker Hellem," fuhr die Stimme, die ihn zuerst gerufen, fort, „und wißt den Weg nicht mehr zum Hause des reichen Kaleb?"

Der Angesprochene griff an seine Mütze und begrüßte artig den pfiffig umherlauernden Kopf des Thorhüters, der sich halb neugierig, halb spöttisch aus dem Fenster der Pförtnerwohnung nach ihm hervorstreckte. Etwas versteckt Böswilliges lag in den Worten und schon in der höhnisch betonten Anrede, deren Titel rechtsgemäß nur den Patriziersöhnen zukam, doch der junge Mann achtete nicht darauf und erwiderte freundlich: „Die Heimat hat sich nicht verändert, ebensowenig wie Ihr, Vater Reinbacher; es ist alles leicht zu erkennen, auch wenn man so lange fortgewesen wie ich. Gott grüße Euch, was macht Euer Enkeltöchterlein, die Sybille? Grüßt sie schön von mir."

Er wanderte fort, die Straße hinunter; der Alte sah ihm mit gallsüchtig scheelem Blicke nach.

„Ich denke, eure Heimat wird sich bald einmal verändern," murmelte er zwischen den zahnlosen Lippen. „Ihre Heimat," setzte er verächtlich hinzu, „die hillige Stadt Kölln, die Heimat dieses blutsaugerischen Gesindels—?"

„Was giebs, Vater?" fragte eine helle Stimme hinter ihm, und ein hübscher Mädchenkopf bog sich zu dem grollenden Alten nieder, bückte sich aus dem offenen Fenster und sah die Straße hinab, dann klatschte das Mädchen fröhlich in die Hände und rief:

„Ist das nicht Hellem, der Sohn des alten Kaleb, der aus der Fremde kommt? Ei, wie wird die schöne Tamar sich freuen und ein Jubel sein in der Judengasse! Hat er Euch nicht angeredet, Vater? Kanntet Ihr ihn denn nicht mehr?"

„Jawohl, es ist der Sohn des alten Wucherers, der das Christengeld in seinen Kellern häuft," antwortete der Thorhüter grämlich, „das heißt, es ist nicht sein Sohn, sein Neffe ist's, den er an Sohnesstatt von seinem Bruder angenommen, den sie aus ihrer Sippe gestoßen, und der in die Fremde gegangen und im Elend verkommen. Denn der Junge soll von einer Christenmutter sein, man siehts ihm auch an, und eine Schande ist's, wie der weise Rat es zugelassen, daß er unter dem spitzbübischen Gesindel geblieben und zu Unglauben und Schurkereien von ihnen auferzogen worden, da doch die heilige Mutter Kirche ein Recht gehabt hätte —" (Forts. folgt.)

In Londons Ghetto.

Von Ernst Heilborn, London.
(Schluß.)

Die jüdische Sage — Zangwill erwähnt sie — kennt ein himmlisches Ghetto. Es liegt auf dem heiligen Berge. Die Mauern sind leuchtend weiß, und golden leuchtend die Thore. Nicht Krankheit giebt es dort, noch Not, noch Sterben.

Es fällt ein Widerschein von diesem heiligen Ghetto auf die armseligen Ghettostraßen in Londons Osten: Jahrtausende alte, ergreifende Poesie lebt in dieser hungernden und darbenden Bevölkerung fort. Religion und Dichtung sind für sie eins geworden.

Worin liegt dieser Zauber? Man sieht alte Zeremonien feierlich ernst vollführt, man sieht scharfgeschnittene Gesichter, in die das Elend tiefe Züge gewühlt, man sieht grotesk pathetische Bewegungen, man sieht in schmutzigen, engen Gassen — andere Bilder drängen sich ein: die Häuser schwinden und man sieht dieselben Menschen in sandiger Ebene unter südlicher Sonne: — an den Wassern Babylons saßen wir und weinten.

Es giebt in dieser Ghettobevölkerung noch heutzutage neuhebräische Poeten; die Dichtung Jehuda Halevis weckt noch heute Nachahmung. Charakteristischer und kräftiger aber ist die Volksdichtung, die Epheugleich die großen Geschehnisse aus der Geschichte Israels umwoben hat. Beim Sabbatmahl schildert Zangwill die Unterhaltung: da wird von dem geheimnisvollen Edelstein erzählt, aus dem der Stab gewesen, mit dem Moses an den Berg schlug. Und die neue Sage aus der Zeit der russischen Unterdrückung wird erzählt von dem toten Affen des Statthalters, den sie einem frommen darbenden Juden zur Schande ins Haus warfen. Der Affe war dabei gewesen, wie sein Herr das Gold der Juden einstrich und hatte es ihm nachgethan und die Goldstücke verschluckt. So fand der Hungernde das Gold im Leibe des Affen, weil er dem Herrn vertraut.

Naiv und grotesk, diese Sage. Aus dem naiven Kinderglauben aber verjüngt sich dauernd diese uralte jüdische Volkspoesie. In ihm werden Religion und Poesie eins: die beiden Blumen des Ghettos.

* * *

Ghettomauer ist auch die Liebe in diesem Londoner Judenviertel.

Bei aller Eingesessenheit einzelner Familien ist die Bevölkerung des Ghettos dennoch dauernd eine wechselnde. Rußland schickt alljährlich neue Opfer des Rassenhasses, und für die Wagemutigen andererseits ist der Weg zu den London Docks nicht weit. Wenn inmitten der Großstadt sich hier trotzdem eine Gemeinschaft fest und zäh zusammenschließen konnte, so entsteht sie dauernd neu in Familiensinn und hilfreicher Liebe. Das sind die Tugenden, zu denen Not und Elend die Ghettokinder erzogen haben.

Zangwill erzählt: Um den Tisch sitzt die Familie zum Verlobungsessen zusammen, der Schadchen hat die beiden jungen Leute zusammengebracht; sie kennen einander kaum. Da tröpfelt es durch die schlecht gefügte Decke. Oben wohnt eine ganz arme Familie: ein Kind hat aus einem Wohlthätigkeitsverein Suppe geholt und ist mit der Terrine gestolpert. Da stehen die beiden Verlobten auf und tragen die Verlobungsfestsuppe hinauf. Und hierbei finden sich ihre Hände zum ersten mal von selbst zusammen. Und Zangwill erzählt weiter: ein altes Ehepaar wird von ihrem Sohn erhalten. Zufällig erfahren sie, daß er ein Mädchen liebt, das er nicht heiraten kann, weil er für sie zu sorgen hat. Da schreibt der alte Vater an sich selbst einen hebräischen Brief im Namen eines Bruders aus New-York. Eine Einladung, ihn zu besuchen. Und die beiden alten Leute verlassen den Sohn, um sich selbst drüben kümmerlich durchzuschlagen.

Natürlich, diese Tugenden haben auch im Ghetto ihr Gefolge von Lastern. Das Schnorrertum ist Lebensbeschäftigung vieler geworden, und mit dem Wohlthätigkeitssinn rechtet der Geiz. Und wenn sich die Frauen in den schmutzigen Gassen schelten, dann schmähen sie ihre Familienangehörigen, lebende wie verstorbene, mit. Im Ghetto gilt der Mensch nur als Glied seiner Familie.

Der jüdische Wohlthätigkeitssinn aber hat sich im Londoner Ghetto bleibende Denkmäler errichtet. Sie heißen: Board of Guardians und Poor Jews' Temporary Shelter.

Das Board of Guardians ist ein hohes, schmuckes Gebäude, das sich mit seinen hellen Räumen und breiten Treppen, der soliden Einrichtung und dem elektrischen Licht von seiner ostlondoner Nachbarschaft breit und imponierend abhebt. Die gesamte jüdische Armenpflege ist darin konzentriert. Die Bedürftigen erhalten Unterstützung in Geld, Lebensmitteln, Kleidung; Lehrlinge werden während ihrer Lehrzeit unterhalten und beaufsichtigt; Mädchen versammeln sich in den Arbeitsräumen, um die Kleidungsstücke herzustellen; Auswanderer bekommen Geld zur Ueberfahrt; und vor allem das nicht unbedenkliche System des Geldleihens ist weit organisiert ausgebildet. Es ist als wollte man im Board eine Festung gegen Not und Elend aufführen.

Ein schlichtes kleines Haus in Lemanstreet, der Shelter. Es ist das Denkmal, das Menschenliebe der russischen Brutalität errichtet hat. Ein Eßraum, je ein Schlafraum für Männer und für Frauen, Küche, Badeeinrichtung — das ist im Grunde alles. Die Ausgewiesenen werden von ihren Schiffen abgeholt, vierzehn Tage verpflegt und beköstigt und, falls sie in London bleiben wollen, im Suchen nach Arbeit unterstützt. Jährlich passieren etwa 1800 russische Juden den Shelter. Die große Mehrzahl wendet sich neuerdings nach Südafrika — für kurze Tage nur Gäste des Londoner Ghettos. —

Inmitten des Judenviertels stehen die Schulen der christlichen Missionare. Wer seine Kinder in diese Schulen giebt,

ist aus der Gemeinschaft ausgeschlossen. Aber nicht nur das; es herrscht im Ghetto ein Mißtrauen gegen die englischen Schulen überhaupt. „Ich konnte in meinem ganzen Leben," läßt Zangwill eine alte Frau sagen, „nichts lesen und schreiben außer Hebräisch; aber Gottlob, ich bin damit durchgekommen. Was sie in den Schulen lehren, ist englischer Unsinn. Die Lehrer sind ein Heidenpack, die verbotene Speisen essen." Und Zangwill, der Sohn des Ghettos, hat die naive und ergreifende Geschichte von dem kindlich gläubigen Rabbi, „Reb" Schemuel erzählt:

Er hat zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Auf einem Verlobungsessen steckt der Bräutigam, um seine Braut zu necken, der Tochter des Rabbis den Ring an den Finger und spricht dabei scherzweise die vom Gesetz vorgeschriebenen Worte. Einer der Anwesenden erklärt, sie wären damit giltig ehelich verbunden. Man fragt die Gesetzeskundigen, und wirklich, die Ehe besteht zu Recht. Aber sie kann gesetzlich gelöst werden und sie wird gesetzlich gelöst. Die Tochter des Rabbis findet kurz darauf den Mann, den sie liebt, der sie liebt. Die Verlobung soll gefeiert werden. Da stellt sich heraus, daß der Mann ein „Kohen" ist. Ein Kohen darf nach dem Gesetz nicht eine Geschiedene freien. Und trotzdem der Rabbi den Schmerz seines Kindes in wildem Ausbruch sieht — er versagt dem Mann seine Tochter. So beschließen die beiden jungen Leute zu fliehen und sich standesamtlich trauen zu lassen. Im letzten Augenblick aber versagt dem jungen Mädchen der Mut. Das starre „du sollst" des Gesetzes hat gesiegt. Sie welkt dahin.

Der Sohn des Rabbis kommt eines Jahres nicht zur „Seder"-Nacht nach Hause. Der alte Mann geht aus, ihn zu suchen. Er fragt sich von einer Stelle zur andern. Endlich trifft er ihn vor einem Restaurant des Londoner Westens. Er ist in Begriff in ein Cab zu steigen, an seinem Arm eine Balletteuse. Er stößt den Vater, der sich an ihn drängt, zurück und springt in den Wagen. — Monate sind vergangen. Der Rabbi erhält die Nachricht, daß sein Sohn in einem Krankenhaus im Sterben liegt. „Sei ruhig," sagt der Rabbi zu seinem Weibe; „wir haben keinen Sohn mehr zu verlieren. Der Heilige — er sei gesegnet — hat ihn von uns genommen. Der Herr giebt und der Herr nimmt. Gesegnet sei der Name des Herrn."

Es ist auch ein gut Teil Brutalität in der Liebe, die die Ghettokinder vereint.

Ich war selbst im Shelter, als ein russischer Ausgestoßener seine Papiere präsentierte. Man fragte ihn nach seiner Familie. Die habe er in Rußland zurückgelassen, war die Antwort. Und damit waren auch die Verhandlungen abgeschlossen: mit Männern, die sich von ihren Frauen trennen, wollte man nichts zu schaffen haben, die stehen außerhalb der Gemeinschaft. Und ebenso, erklärte man mir, sei es Prinzip, Frauen, die von ihren Männern verlassen wären, „deserted wives", nicht zu unterstützen. Die mögen sehen, wo sie mit ihren Kindern bleiben; oder vielmehr vorher Sorge tragen, daß ihre Männer sie nicht verlassen. Im Ghetto gilt der Mensch eben nur als Glied seiner Familie.

So erzieht diese Bevölkerung, die mit dem Hunger und den Seuchen den Verzweiflungskampf wie wohl keine andere kämpft, sich selbst. Wen diese Ausgestoßenen ausstoßen, der ist der Verzweiflung verfallen — aber sie scheuen das Mittel nicht. „Es ist leichter," sagt Zangwill, „für eine Religion zu sterben, als für sie zu leben."

* * *

Andersen erzählt einmal, daß die Mutter der Rothschilds nachdem ihre Söhne zu Reichtum gekommen waren, sich nicht entschließen konnte, das kleine Haus in der Frankfurter Judengasse zu verlassen.

Es faßt einen der Menschheit ganzer Jammer an, wenn man in die elenden, schmutzigen Häuser in Londons Ghetto tritt; und doch, auch dies Ghetto ist Heimatlosen eine Heimat geworden. Ohne alles, was das Leben schmückt und Menschen erfreut; und doch eine Heimat.

Es leben Reichgewordene in Londons Ghetto: eine fromme Scheu und ein kindlicher Aberglaube hält sie an der Stätte zurück, auf der sie ihr Leben über gekämpft haben. Vielleicht auch die Gemeinschaft der Frommen.

Und Zangwill erzählt von einem jungen Mädchen, die unterstützt wird und studiert und von reichen Leuten in ihr Haus im Londoner Westen aufgenommen wird. Sie wirft freiwillig alles von sich und kehrt dahin zurück, wo sie ihre Kindheit in Schmutz und Hunger verbracht hat. Stärker als alle Lebensfreude erwies sich ihr — das Heimweh nach dem Ghetto.

Epigramme und Sentenzen.

Um zu einer höheren Stufe zu gelangen, ist es nicht immer nötig, daß wir steigen; wir steigen auch, wenn Andere sinken; und dies ist der Grund, warum Verleumdungen so hastig ausgestreut und so gierig aufgenommen werden. Die Sucht zu verleumden ist deshalb auch eine Eigenheit niedriger Seelen. Denn weil sie weder Kraft noch Willen haben, sich über das Gewöhnliche zu erheben, so muß der Fall ihres Nächsten das Thermometer ihrer Höhe abgeben.

* * *

Unentschiedenheit wirkt entnervend auf unser Inneres, aber Entschlossenheit ist ein Sturzbad für die Seele.

* * *

Es ist lächerlich, sich selbstgefällig im Spiegel zu betrachten, aber gefährlich, sich im Anschauen seiner moralischen Schönheiten zu verlieren.

* * *

Die Welt preist die goldene Mittelstraße, obschon sie oft wenig mit dem Golde verwandt ist. Mag sie auch im beschränkten Kreise des Haushaltes von ersprießlichen Folgen begleitet sein, so erscheint sie doch im Reiche des Geistes und Herzens als eine gefährliche Schwankung, oder höchstens als bequeme Bahn, worauf sich die Flachheit und Flauheit ergeht.

Zwischen Recht und Unrecht, Lüge und Wahrheit, Glauben und Unglauben giebt es keinen Mittelweg, nur der Heuchelei ist es eigen, sich durch diese äußersten Grenzen durchzuwinden.

Hier und dort.

* **Berlin**, 25. August. Eine Statistik des Anteils der Juden an der deutschen Landwirtschaft wird von dem Deutsch-Israelitischen Gemeindebund veranstaltet werden. Bei den diesbezüglichen Erhebungen sollen nur diejenigen Berücksichtigung finden, welche sich ausschließlich der Landwirtschaft gewidmet haben und seit längerer Zeit als praktische Landwirte thätig sind.

* **Berlin**, 24. August. („Störung des Gottesdienstes.") Eine auch für Synagogenbesucher wichtige Entscheidung hat neuerdings das Reichsgericht in einer Strafsache wegen Störung des Gottesdienstes gefällt. Der Fall lag folgendermaßen: Der Besitzer eines Kirchenplatzes war erst nach Beginn des Gottesdienstes erschienen, hatte seinen Platz besetzt gefunden und in energischer, eine Störung verursachenden Form von dem Inhaber des Platzes Räumung desselben gefordert. Von der Strafkammer deshalb zu drei Monaten Gefängnis verurteilt, legte er mit der Motivierung Revision ein, daß ihm, als rechtlichem Besitzer des Platzes, das Recht zustehen müsse, denselben auch einnehmen zu dürfen, die Störung mithin nicht auf sein, sondern auf des unberechtigten Usurpators eines fremden Besitztums Konto zu setzen sei. Das Reichsgericht verwarf indessen die Berufung, wobei es ausführte, daß es irrelevant sei, ob die Störung eine erhebliche oder geringfügige war. Dem Besitzer eines Kirchenplatzes stehe ein Anspruch auf Einnahme desselben nur dann zu, wenn er rechtzeitig, d. h. bei Beginn des Gottesdienstes anwesend sei und denselben besetze. Denn es sei stillschweigende, beim Abschluß des Kaufs oder des Mietsvertrages als solche von dem Vorstande angenommene Voraussetzung, daß die Besucher des Gotteshauses am Anfange des Gottesdienstes anwesend seien, da ein späteres Erscheinen an sich schon dessen Charakter beeinträchtige. Aus diesem Grunde war die Berufung zu verwerfen.

R. **Berlin**, 24. August. Die nächste wissenschaftliche Sitzung der „Wissenschaftlichen Vereinigung jüdischer Schulmänner" findet Sonnabend, den 5. September, abends $8\frac{1}{2}$ Uhr im Vereinslokal „Münchener Hof", Spandauerstraße 11/13, statt. In dieser Sitzung werden die Herren Lehrer Remack und Falkenberg ein Referat über folgendes Thema halten: „Die Schöpfungsgeschichte, eine schulgemäße Betrachtung." Gäste sind zu allen Sitzungen der Vereinigung willkommen.

-r. **Königsberg i. Pr.**, 24. August. Morgen wird unsere neue Synagoge in der Lindenstraße eingeweiht, vorgestern wurde zum letzten Male der Gottesdienst in der alten Synagoge abgehalten, dem eine äußerst zahlreiche Gemeinde beigewohnt hat. Der feierliche Akt wurde durch Herrn Kantor Birnbaum eröffnet, worauf Herr Rabbiner Dr. Pick die Festpredigt hielt, in welcher er zunächst einen kurzen Ueberblick über die Geschichte der hiesigen Synagogengemeinde gab. Die hiesige Gemeinde hat ihren Gottesdienst anfangs in einem kleinen Betsaale abhalten müssen, bis dann im Jahre 1811 die jetzige alte Synagoge in Benutzung genommen wurde. Redner gedachte des rastlosen Schaffens und Wirkens der von der Gemeinde angestellt gewesenen Rabbiner und Kantoren, insbesondere des jetzt erkrankten Rabbiners Dr. Bamberger, welcher leider an der Einweihungsfeierlichkeit des neuen Tempels nicht teilnehmen kann, und sämtlicher verewigten Gemeindemitglieder, welche in diesem alten Gotteshause Trost und Frieden gefunden haben. — Seit etwa zwölf Jahren schon bewegt der Gedanke des Neubaues die hiesige jüdische Gemeinde. Die Notwendigkeit eines solchen trat namentlich für die hohen Festtage hervor. Während der alte Tempel nur 250 Männersitze faßt, wurden gegen 700 bis 800 als notwendig erachtet. Man mußte daher von vornherein auf eine Bausumme von 6—700,000 Mk. einschließlich Grunderwerb rechnen, deren Beschaffung durch freiwillige Beiträge von 300,000 Mk. und durch eine Stiftung von 200,000 Mk. seitens des verstorbenen Geheimrat Simon größtenteils gesichert wurden.*) Die Gemeinde hat daher nur ein Kapital von 200,000 Mk. zu verzinsen. Als Bauplatz wurde das Grundstück auf dem Lindenmarkt für 120,000 Mk. erworben. Der im Jahre 1893 ausgeschriebene Wettbewerb hat zu einem erfreulichen Resultat geführt. Als Sieger aus dem Wettbewerb erklärte das Preisgericht die Baumeister Cremer und Wolffenstein aus Berlin, denen auch die Ausführung des Baues in Generalentreprise übertragen worden ist. Das höchste Verdienst um das Zustandekommen des neuen Gotteshauses, das wir nach der Einweihung näher beschreiben werden, gebührt den Männern, welche ihn ins Auge gefaßt, mit Energie und Zielbewußtsein betrieben und sich in aufopfernder Weise der Sache im Interesse ihrer Gemeinde unterzogen haben. Es seien hier in erster Linie der leider jetzt erkrankte Rabbiner Dr. Bamberger, und als Vorsitzender des Gemeindevorstandes Prof. Dr. Samuel genannt. Als sachverständiges Mitglied der Baukommission hat Herr Zimmermeister Lewenson mit großem Eifer seines Amtes gewaltet. Die Namen aller, welche durch große oder kleine Beiträge zu dem Gelingen des Baues beigetragen haben, sind auf den in der Vorhalle angebrachten Marmortafeln verewigt. Möge das schöne Bauwerk der Gemeinde zum Wohlgefallen, der Kunst zur Ehre dienen und eine Stätte des Friedens und der Menschenliebe sein!

□ **Insterburg**, 24. August. Die Auswanderung russischer Juden nimmt kein Ende. Man kann fast jeden Morgen in

---

*) Diese Stiftung hat, beiläufig bemerkt, eine kleine Geschichte, indem sie zeigt, daß Predigten oft Eindruck machen und nicht blos die Herzen, sondern auch die Taschen unserer Reichen öffnen. In seiner Mußafpredigt am Jom kippur nahm Rabb Dr. Bamberger auf das Gebet des Hohepriesters Bezug, der an dem nämlichen Tage für die Bewohner von Scharon — einem Erdstrich in Palästina, der, vom Regen häufig aufgelockert, die dortigen Wohnhäuser einer steten Gefahr des Umsturzes aussetzte — zu beten pflegte: שלא יעשו בתיהם קבריהם „daß ihre Häuser nicht ihre Grabstätte würden". Einer gleichen Gefahr sei die Gemeinde Königsberg in ihrer Synagoge ausgesetzt, ein gleiches Gebet müsse darum für diese Gemeinde gesprochen werden. Dieses glückliche Wortspiel soll den ohnehin freigebigen Geheimrat Simon bis zu — 200,000 Mk. gerührt haben. Red.

dem von Eydtkuhnen hier ankommenden Zuge mehrere Wagen mit diesen Reisenden bemerken, welche mit Kind und Kegel ihrer Heimat den Rücken kehren.

r. **Krojanke**, 17. August. (Eine neue Steuer.) Der Lösung folgender Kompetenzfrage sieht man hier mit Spannung entgegen. Sechs Herren aus Berlin, Söhne des hier vor Jahresfrist verstorbenen Rentiers Margoninski, waren nach hier gekommen, um am Geburtstage des Verblichenen an seinem Grabe in kindlicher Pietät Gebete zu verrichten. Indes hat der Vorstand der hiesigen Gemeinde tags vorher beschlossen, auswärtigen Friedhofsbesuchern den Zutritt zu den Gräbern nur gegen Entrichtung einer Steuer bis zu 10 Mark zu gestatten, und unter Geltendmachung dieses Beschlusses forderte der Vorstand in vorliegendem Falle 60 Mk., welche Summe nach erfolgter Zahlung seitens des Vorstandes zur Hälfte zurückgegeben wurde. Ueber diesen Vorgang hat einer der Beteiligten, der Rechtsanwalt E. Margoninski aus Berlin, dem Herrn Regierungs-Präsidenten Anzeige erstattet, und es wird sich auf Grund des zu erwartenden Bescheides ausweisen, ob der Vorstand innerhalb der Grenzen seiner Zuständigkeit gehandelt hat.

o. **Treysa**, Bez. Kassel, 20. August. (Lehrer Rothschild.) Am 10. d. M. verschied dahier der Nestor der israelitischen Lehrer Hessens, vielleicht ganz Preußens, der emeritierte Lehrer M. Rothschild im Alter von über 91 Jahren. Der Verstorbene der seine bedeutenden Kenntnisse im Jüdischen auf der ישיבה zu Gelnhausen erworben und sich sein profanes Wissen auf autodidaktischem Wege angeeignet hatte, wirkte hierselbst seit dem 1. September 1831, zunächst einige Jahre als Religionslehrer. Nachdem er am 21. Dezember 1895 unter sehr großer Beteiligung sein 50jähriges Jubiläum gefeiert hatte, trat er am 1. April 1896 in den wohlverdienten Ruhestand. Seit Juli 1887 war er gelähmt, dennoch war er geistig vollständig frisch und nahm an allen Vorgängen der Außenwelt lebhaften Anteil. — Rothschild war ein sehr braver Mann, der sich allgemeiner Achtung weit über den Kreis seiner Gemeinde hinaus erfreute. Dies zeigte sich auch bei dem Leichenbegängnisse, dem nicht nur sämtliche Mitglieder der hiesigen israelitischen Gemeinde, sondern auch viele Christen und Auswärtige beiwohnten. Am Grabe schilderten die Herren Provinzialrabbiner Dr. Munk-Marburg und Lehrer Oppenheim-Treysa des Verstorbenen Charakter und Wirken in durchaus würdiger Weise.

h. **Düsseldorf**, 24. August. (Leichenschänder.) Auf dem hiesigen israelitischen Friedhofe sind von frevelnden Händen etwa fünfzig Grabsteine umgeworfen und zerstört worden. Auf einen der umgestürzten Grabsteine war mit geübter Hand das Wort „Antisemit" geschrieben. Seitens des Kriminal-Kommissariats wird bekannt gemacht, daß eine Belohnung von 100 Mark auf die Entdeckung der Thäter ausgesetzt sei.

r. **Köln**, 24. August. Sie verlangen von mir, geehrter Herr Redakteur, ein Stimmungsbild aus unserer Gemeinde. Fast wäre ich versucht, hier ein billiges Wortspiel zu gebrauchen und meine Ablehnung dahin zu motivieren, daß die Stimmung hier so verstimmt ist, daß Sie sich von ihr gar kein Bild machen können. Sie waren ja vor einigen Wochen hier und werden manches gehört haben, was meine Worte bestätigt. Vielleicht liegt diese Verstimmung in den Gemeindeverhältnissen, die anders geartet sind als in ganz Preußen. Während in anderen Gemeinden die Repräsentanten-Versammlung mitraten und mitthaten darf, ist sie hier nicht viel mehr als Staffage. Die Zahl derer, die „nix to seggen" haben, ist fast so groß wie die Zahl der Mitglieder. Der Vorstand beschließt über das Wohl und Weh der Gemeinde, und fragt er auch gelegentlich bei den Repräsentanten an, so geschieht dies aus angeborener — Höflichkeit. Unser Vorstand ist eben höflich, weil er höflich sein **kann**, denn er erfreut sich großen Ansehens und eines fast noch größeren Vertrauens in allen Kreisen der Gemeinde. Unsere orthodoxe Separatgemeinde macht sich durch keinerlei Opposition bemerkbar; sie lebt — um nicht zu sagen vegetiert — dahin, schiedlich-friedlich, so daß hier über **allen** Wipfeln Ruh ist. Ein kleines Rauschen ist ja hin und wieder vernehmbar. So wird viel über die Frage gesprochen, ob in der fast fertigen neuen Synagoge am Königsplatz eine Orgel aufgestellt und ob an Sabbaten und Festtagen in dieser wie in der alten Synagoge Gottesdienst stattfinden soll. Unser erster Rabbiner, Herr Dr. Frank, ist dagegen, d. h. sowohl gegen die Orgel, als auch gegen den doppelten Gottesdienst. Er führt seine Erfahrung ins Treffen, indem er meint, daß in beiden Fällen die Gotteshäuser leer sein würden — wenigstens an Sabbaten. So groß sei die Zahl der Synagogenbesucher doch nicht, daß man eine Teilung vornehmen, und noch kleiner die Zahl der Reformfreunde, daß man an eine Orgel denken könnte. Da aber nach dem Naturgesetze Druck Gegendruck und Opposition Widerspruch erzeugt, so ist es gar nicht ausgeschlossen, daß die Gemeindeverwaltung im entgegengesetzten Sinne beschließen werde. So, das war alles, was ich Ihnen aus und über Köln berichten konnte. (Na, das ist schon etwas; vielleicht findet der geschätzte Herr Einsender Nachfolger. Red.)

l. **Hannover**, 23. August. (Australien oder Palästina?) In dem hier erscheinenden antisemitischen Blättlein beschäftigt sich irgend jemand mit dem von Dr. Herzl geplanten „Judenstaat". Verfasser will aber nicht gestatten, daß alle Juden nach Palästina ausgewandert werden sollen, er bestimmt ihnen Australien als Wohnsitz. Nun, wir unsrerseits empfehlen dem Artikelschreiber ein benachbartes Irrenhaus zu seinem Aufenthalte.

⊙ **Heilbronn**, 21. August. Die Antisemiten, welche dieses Blatt lesen, werden ersucht, die folgende Notiz zu überschlagen, damit sie nicht Leibschmerzen bekommen: Der hiesige Gemeinderat wie auch der Bürgerausschuß tagten jüngst unter dem Vorsitz zweier Glaubensgenossen, ersterer unter dem Vorsitz des Herrn Rechtsanwalts Schloß z. Zt. Stellvertreter des Oberbürgermeisters, letzterer unter dem Vorsitz des stellvertretenden Obmanns W. M. Wolf.

✗ **München**, 21. August. Die hiesige feindliche Presse teilte mit, daß unser Kriegsministerium die Kompagnie- und sonstigen Chefs im Heere bestimmt habe, die in Reserve gehenden Mannschaften zu belehren, daß sie bei Beschaffung ihrer Zivilkleidung die christlichen Geschäftsleute berücksichtigen sollen. Ganz speziell sei vor den jüdischen Kleider- und Stiefelbazaren zu warnen. — Lügen haben kurze Beine. Die hiesige „Allg. Ztg." erklärt die Nachricht nach an zuständiger Stelle

eingezogenen Informationen für vollständig erfunden. Im bayerischen Kriegsministerium sei von einem derartigen Erlaß nichts bekannt.

Straßburg i. Els., 19. August. Die erste antisemitische Versammlung, die in Straßburgs Mauern abgehalten worden ist, hat gestern Abend stattgefunden. Der Besuch war ein sehr schwacher, kaum 100 Personen hatten sich eingefunden. Der bekannte antisemitische Agitator Reichstagsabgeordneter Zimmermann-Dresden sprach über das Thema „Der deutsche Mittelstand, seine Freunde und seine Feinde". An der freien Diskussion beteiligten sich vier Personen, darunter ein Sozialdemokrat. Während der Versammlung zirkulierte eine Liste, in welche sich diejenigen einschrieben, welche dem in Straßburg zu gründenden Zweigverein der deutschsozialen Reformpartei beitreten wollen.

B. **Wien**, 23. August. Der Abg. Fournier antwortet in der N. Fr. Pr. auf das offene Schreiben des „Zentralvereins zur Pflege jüd. Angelegenheiten in Prag" wie folgt: „Kein Wort meiner Rede läßt die Deutung zu, daß ich „die vielen wohlgesinnten und ehrenhaften Angehörigen des Judentums für das Entstehen und Weiterverbreiten des Antisemitismus verantwortlich mache", und ich muß diese unrichtige Annahme ablehnen. Dagegen habe ich allerdings die Meinung geäußert, sie könnten in einer bestimmten Richtung bei der Bekämpfung des Antisemitismus mitthätig sein. Und dieser Gedanke ist weder neu noch unerhört. Der Prager Universitätsprofessor Dr. Zucker, dem der geehrte Ausschuß gewiß nicht „Unkenntnis der Verhältnisse" zum Vorwurfe machen wird, hat ihn im Reichsrate ausführlich erörtert und scharf pointiert; in deutschböhmischen Zeitungen ist er vor kurzem wieder zur Sprache gekommen, und ein angesehenes Blatt fortschrittlicher Richtung, dessen Redakteur ein Jude ist, hat ihn in demselben Sinne wie ich dargelegt. Nachdem ich meine Rede beendigt hatte, haben mir voraus jüdische Wähler, Männer in hervorragender Stellung und öffentlicher Wirksamkeit, insbesondere für die vom geehrten Ausschuß angefochtene Stelle gedankt, und ein angesehener Rechtsanwalt jüdischen Bekenntnisses war es, der in Bodenbach eine zustimmende und mich ehrende Resolution beantragte. Nach alledem muß es mir doch scheinen, als wäre die von mir ausgesprochene Idee nicht so völlig undiskutierbar, wie sie der geehrte Ausschuß hinstellt, und ich sehe mich genötigt, demselben das Recht zu bestreiten, mir „grundlose Insinuationen" vorzuwerfen." — Unser in Baden zum Kurgebrauche weilende Oberkantor Josef Goldstein wurde auf der Straße von einer tiefen Ohnmacht befallen und mußte in seine Wohnung transportiert werden. Sein Zustand ist allerdings ein weit besserer, doch dürfte Herr Goldstein seine Funktionen in nächster Zukunft nicht versehen können. — Den Antisemiten in Lemberg ist eine kleine Unannehmlichkeit passiert. Das Militärkommando hat nämlich der Musikkapelle des 80. Infanterie-Regimentes bis auf weiteres untersagt, den Lueger-Marsch zu spielen. Es heißt, die Angelegenheit sei dem Kriegsministerium zur Entscheidung vorgelegt worden. — Dr. Lueger ist unermüdlich. Vor wenigen Tagen war er erst auf einer politischen Gastspieltournée in München, und schon rüstet er sich wieder zu einer neuen Agitationsreise. Diesmal ist es Böhmen, das der Wiener erste Vicebürgermeister und christlich-sozial-klerikale „Führer" mit seinem Besuche zu beehren gedenkt. — Der Magistrat hat beschlossen, dem Stadtrat vorzuschlagen, dem Hofschauspieler Adolf Ritter von Sonnenthal aus Anlaß seines vierzigjährigen Künstlerjubiläums das Bürgerrecht von Wien zu verleihen; von der Salvator-Medaille, die der antisemitische Denunziant Pfister erhalten hat, bleibt der Künstler also verschont. Sollte der Antrag durchgehen, so dürfte Sonnenthal die Ehrung nicht annehmen. — Der Gemeinderat von Boryslav (Galizien) beschloß, dem Baron Hirsch ein Denkmal zu setzen.

Lemberg, 21. August. Ueber den christlich-sozialen Pater Stojalowski in Lemberg der auch antisemitische Agitation treibt, hat der Papst die höchste kirchliche Strafe, den großen Bann, verhängt. — Vor kurzer Zeit prangte in den hiesigen Blättern eine Konkursausschreibung des löbl. Stadtmagistrates für einige Praktikantenstellen, wobei mit gesperrten Lettern die Vorlage des Taufscheines gefordert ward. Bis jetzt fand sich noch kein jüd. Gemeinderat, der diesen Verstoß gegen die Staatsgrundgesetze im Plenum des Gemeinderates vorgebracht und gerügt hätte.

⊙ **Pest**, 20. August. Die ungar.-jüd. Litteratur-Gesellschaft hat bekanntlich beschlossen, aus Anlaß des Milleniums sämtliche, auf die Geschichte der ungarländischen Juden bezughabenden Dokumente und Urkunden herauszugeben. Für dieses bedeutsame historische Werk dient das Preßburger städtische Archiv als wichtigste Fundgrube. Rabbiner Dr. Bernstein-Steinamanger wurde mit der Erforschung derselben betraut; der städtische Archivar geht ihm in liebenswürdigster Weise an die Hand. — Als im Vorjahre die Angelegenheit des Garam-Kis-Salloer Blutmärchens verhandelt wurde, gaben der Dorfnotar und zwei Mitglieder der Gemeindevertretung zu Gunsten des Angeklagten Ignaz Adler Zeugenschaft ab. Kurz darauf erschien im „Alkotmány" ein Artikel, in dem die Zeugen beschuldigt wurden, daß sie bestochen seien, den „Ritualmord" gefördert haben u. s. w. Gegen das genannte Blatt wurde der Preßprozeß angestrengt. Die Verantwortung übernahm ein gewisser Rhédey, welcher vom Pfarrer des Ortes, der in dieser Angelegenheit die Hauptrolle spielte und verurteilt worden ist, informiert wurde.

Neupest, im August. Sonntag den 9. d. M. wurde hier in Anwesenheit sämtlicher Gemeindemitglieder die im Knöpfler'schen Hause (Hauptgasse) neuerbaute Synagoge der Orthodoxen in solenner Weise eingeweiht. Die Gesetzesrollen wurden, von vielen Zuschauern mit Musik und Gesang begleitet, unter einem Baldachin in die neue Synagoge getragen, wobei der Rabbiner Israel Braun aus Mihalydi eine vierstündige (Herr des Himmels!) Rede hielt. Später fand ein Festmahl statt, welches bis in die späte Nacht dauerte.

Prag, 21. August. Unsre Widersacher, die auch hier immer zahlreicher werden, klagen stets über den Zudrang der Juden zu den hohen Schulen. Wäre dies der Fall, so würde es kein schöneres Zeugnis für die Bildungsfreundlichkeit der Juden unserer Zeit geben. Jetzt klagen jene Widersacher auch über die große relativ Schülerzahl, die von Juden Böhmens zu den Mittelschulen des Landes beitragen. Nach den Schul-

berichten pro 1895/96 haben in dem genannten Schuljahre die deutschen Staats-Gymnasien im Ganzen 4864 Schüler, darunter 1261 Juden, tschechischen Staats-Gymnasien 8563 Schüler, darunter 436 Juden besucht. Mit Einrechnung der wenigen nicht vom Staate erhaltenen Gymnasien gab es unter den Schülern 3700 Deutsche, 9107 Tschechen und 1899 Juden, also 24 v. H. Deutsche, 61,1 v. H. Tschechen und 12,8 v. H. Juden An den deutschen Realschulen waren unter 3045 Schülern 645 Juden, an den tschechischen Realschulen unter 4756 Schülern 131 Juden; an allen Realschulen zusammen 1826 Deutsche, 5186 Tschechen, 776 Juden, also 23,6 v. H. Deutsche, 66,4 Tschechen und 10 v. H. Juden. An allen Mittelschulen Böhmens zusammen gab es unter 22 504 Schülern 2675 Juden, von denen 2075 an deutschen und 600 an tschechischen Anstalten studierten. Von sämtlichen studierenden Juden entfielen also 22 v. H. auf die tschechischen, 78 dagegen auf die deutschen Mittelschulen. Im Verhältnisse zu der Gesamtziffer der Bevölkerung entfällt ein Mittelschüler bei den Deutschen auf 368, bei den Tschechen auf 268, bei den Juden bereits auf 38 Seelen. Unsre Gegner behaupten sonderbarerweise, daß diese Statistik gegen die Juden ausgespielt werden könne.

⚒ **Warschau**, 22. August. Ein furchtbarer Brand wütete in der Stadt Danda, Gouvernement Witebsk. 228 Wohnhäuser, 2 Kirchen, eine Synagoge, sämtliche Warenmagazine und öffentlichen Gebäude liegen in Schutt und Trümmern; in einem Hause verbrannten zwei jüdische Familien. Der Schaden ist enorm; über 3500 Menschen sind obdachlos.

m. **Warschau**, 24. August. (Jüdische Ackerbauer. — Hohes Alter.) Eine der Hauptfragen, mit denen sich die russische Judenheit seit Jahr und Tag beschäftigt, ist die, wie es möglich wäre, unter den gegenwärtigen gesetzlichen Verhältnissen einem immerhin nennenswerten Teile des jüdischen Proletariats des sogen. Ansiedlungsrayons im landwirtschaftlichen Gewerbe Arbeit und Brot zu verschaffen. In Minsk hatte z. B. ein wohlhabender Glaubensgenosse eine namhafte Summe gespendet, um für arme jüdische Familien hinreichend große Parzellen des der Kommune gehörigen Ackerlandes zu pachten. (In den Dörfern dürfen die Juden Grund und Boden bekanntlich weder käuflich erwerben, noch pachten.) Allein der Magistrat der Stadt Minsk weigert sich beharrlich, den Boden den Juden zu verpachten, und aus dem wohlgemeinten Plane wurde nichts. Verschiedene andere Wege, welche empfohlen wurden, erwiesen sich ebenfalls als nicht gangbar, und schließlich verblieb als einziges Erfolg versprechendes Mittel nur noch, die Unterbringung jüdischer Arbeiter und Arbeiterinnen während des Sommers auf den Gütern. In der Nähe der von Juden bewohnten Städte und Flecken hatten die Gutsbesitzer, insbesondere die der südlichen Gouvernements, wo während der Erntezeit Arbeitermangel herrscht, bereits längst den Versuch gemacht, jüdische Arbeiter zu beschäftigen, und der Versuch fiel zur beiderseitigen Zufriedenheit aus. Auf diese Erfahrungen gestützt empfahl die hier erscheinende „Hagefirah", nach dem wohlbewährten Muster der russischen „Arteljs", jüdische Arbeitergenossenschaften zu organisieren, eventuell auch einen Arbeitsnachweis für jüdische landwirtschaftliche Arbeiter einzurichten. Der Plan wurde seinerzeit von der übrigen jüdischen Presse in Rußland ebenfalls sympathisch begrüßt, allseitig fehlte aber die Energie, den Worten die That folgen zu lassen. Mittlerweile wurde aber die Zahl der in landwirtschaftlichen Betrieben beschäftigten jüdischen Arbeiter immer größer, ihr Renommee in den Kreisen der Gutsbesitzer immer besser und nunmehr beginnt auch die russische Presse sich mit der Angelegenheit zu beschäftigen und zwar nicht mehr im Interesse der Juden, sondern im Interesse der russischen Landwirtschaft. Ein praktischer russischer Sozialpolitiker, Namens Lewitsky, welcher als Organisator von russischen Arbeiter-Arteljs bekannt ist, bespricht diese Frage in der „Birs. Wied." und kommt zu dem Schlusse, daß, „wenn den Juden die Möglichkeit gegeben würde, sich mit Landarbeit zu befassen, sie sehr brave und tüchtige Arbeiter stellen würden". Derselbe hatte sogar versucht, im Gouvernement Jekaterinoslaw eine derartige Genossenschaft zustande zu bringen, indeß ist die Einrichtung eines solchen „Artelj" mit nicht unerheblichen Kosten verbunden, und die in Rede stehenden Arbeiter waren sehr arm. Er mußte daher den Plan zunächst fallen lassen, ist aber gern bereit, ihn bei günstiger Gelegenheit wieder aufzunehmen. Interessant ist, daß selbst der bekannte Judenfresser Fürst Meštschersky sich in seinem „Grashdanin" für die Gründung derartiger Genossenschaften ausspricht und hierin einen großen Vorteil für die Juden wie für die russische Landwirtschaft sieht. Noch interessanter ist aber vielleicht die Thatsache, daß auf dem Gute des Grafen Ignatiew, des verflossenen Ministers des Innern aus dem für die russischen Juden so traurigen Jahre 1882, eine größere Anzahl Juden als Arbeiter beschäftigt ist. Ein beredteres Zeugnis für deren Brauchbarkeit kann es wohl kaum geben. Es wäre daher wohl zu wünschen, daß das St. Petersburger „Komite zur Verbreitung von Handwerk und Ackerbau unter den Juden in Rußland", dem recht erhebliche Geldmittel zur Verfügung stehen, sich der Angelegenheit annehme und zunächst wenigstens versuchsweise eine Arbeitsnachweisstelle, sowie eine oder mehrere Genossenschaften ins Leben rufe. Im Falle des Gelingens könnten hier mit relativ geringen Mitteln sehr bedeutende Resultate erzielt werden. — In Odessa starb vor einigen Tagen eine jüdische Frau aus Belocerkow im 112ten Lebensjahre. Die Verstorbene hatte ihr ganzes langes Leben in drückendster Armut zugebracht, von einer hygienischen Lebensweise konnte also bei ihr nicht gut die Rede sein. Nichtsdestoweniger war sie nie in ihrem Leben krank gewesen und fühlte sich sogar am Morgen ihres Todestages noch so wohl, daß sie ihren ältesten, 90jährigen Sohn bat, ihr ein Paar Schuhe zu kaufen. Der Sohn konnte indeß ihren Wunsch nicht mehr erfüllen, denn nach einer Stunde hatte sie sanft und schmerzlos ihren Geist ausgehaucht. Sie hinterläßt zwei Söhne, der eine ist 90, der andere 65 Jahre alt. Beide sind Lastträger und gehen ihrem Berufe noch mit jugendlicher Frische nach.

⚒ **Nikolajew**, 23. August. (Wein-Not.) Der St. Petersb. Herold berichtet von hier: „Nach den Bestimmungen des mosaischen Gesetzes muß Wein, welcher von Juden getrunken wird, ausschließlich von Juden gekeltert und verkauft werden. Diese Vorschrift erklärt sich dadurch, daß Wein bei den Juden an Festtagen, namentlich zum Passah, bei der Ausübung ver-

schiedener religiöser Gebräuche benutzt wird und dieser Art die Rolle eines geheiligten Getränks spielt. Mit der Einführung des Branntweinmonopols am 1. Juli ist keinem Juden in Nikolajew das Ausschankrecht für russische Traubenweine erteilt worden. Die örtliche Judenschaft hat sich nun an den Dirigierenden der Accisеverwaltung mit der Bitte gewandt, man möge wenigstens zuverlässigen und geachteten Juden die Erlaubnis erteilen, Wein für die Bedürfnisse der Judenschaft verschenken zu dürfen."

= **Rom,** 20. August. (Mission.) Hier ist eine Subskription zu dem Zwecke eröffnet worden, einen jüdischen Prediger nach der jüdischen Kolonie Erythrea zu senden. Im Falle des Gelingens dieses Projektes wird es nicht schwer sein, sich mit den noch lebenden Falasbas (den eingeborenen abessynischen Juden) in Verbindung zu setzen, um Näheres über die interessante Sekte zu erfahren.

⚒ **Venedig,** 21. August. In der Ruhmeshalle des Dogenpalastes ist jüngst ein Denkmal für den Geschichtsschreiber Samuel Romanin feierlich enthüllt worden. Als Sohn armer jüdischer Eltern 1808 in Triest geboren, übersiedelte er bald nach Venedig, wo er sich litterarischer Thätigkeit widmete und historische Werke übersetzte. Als im Jahre 1847 in Venedig ein wissenschaftlicher Kongreß abgehalten wurde, erhielt er dadurch die Anregung zu dem Entschlusse, eine ausführliche und gründliche Geschichte Venedigs zu schreiben, und als Romanin am 9. September 1861 starb, war der bis zum Jahre 1796 reichende neunte Band gerade fertig gedruckt worden, während das Manuskript des zehnten Bandes, welcher das Ende der Republik im Jahre 1797 und das erste Jahr der österreichischen Herschaft (1798) samt Urkunden und Regesten umfaßte, druckfertig in seinem Nachlasse gefunden wurde. Romanin war der erste gewesen, der die Geschichte Venedigs auf Grund urkundlicher Forschungen in den venetianischen Archiven geschrieben hatte, und der wissenschaftliche Wert seiner Arbeit ist von Forschern wie Gregorovius und Reumont anerkannt worden.

⚒ **Jerusalem,** 20. August. (Jüdische Ausstellung?) Die hier erscheinende hebräische Wochenschrift „Ha-Zebhi" redet einer jüdisch-palästinischen Landwirtschaftlichen und Gewerbe-Ausstellung das Wort. Die Bodenerzeugnisse Palästinas, die Leistungen, welche Kunst und Handwerk der Bewohner desselben in Oelbaumholz, Perlmutter, Stein, Thon, Metall hervorgebracht, sollen neben europäischen Leistungen zur Darstellung kommen. Den Juden wird dabei die Hauptrolle zugedacht, und sie werden aufgefordert, sich anzustrengen und ihr Ehrgefühl wirken zu lassen, um mit Glanz und Ansehen den Fortschritt, in welchem die Juden mit der heutigen Gesellschaft wetteifern, zum Ausdruck zu bringen. In Jerusalem müsse auf einer solchen Ausstellung Israel die Hauptrolle spielen. Ueberdies sei für dessen bürgerliche und materielle Stellung und für die Hebung seines Ansehens bei Türken und Christen in der Ausstellung eines der wirksamsten Mittel gegeben.

---

* **Aus den Gemeinden.** Als Nachfolger des Lehrers F. Spier in Bocholt, der nach fünfzigjähriger Amtsthätigkeit mit Genehmigung der Königl. Regierung in den Ruhestand tritt, wurde am 16. d. Mts. Herr Lehrer Levi Nußbaum, früher in Merzig, einstimmig gewählt. Zur Feier des 50jährigen Lehrerjubiläums des Herrn Spier hat sich ein Komitee, aus dem Vorstand, den Repräsentanten und ehemaligen Schülern gebildet, das Fest wird gegen Ende September stattfinden.

— Vakanzen. Lorsch (an der Bergstr.): Bald sem. geb. Rl., K., Sch. Fix. 7—800, Nbk. ca. 500 Mk., fr. W. u. Garten. Meld. an Simon Lorch. — Egenhausen b. Oberdachstetten: Zum 1. 10. sem. geb. unverh. Rl., K., Sch. Fix. 500, Nbk. ca. 500 Mk., fr. W. u. Heiz. Meld. an J. Weissmann. — Tremessen: Zum 1. 10. K., Sch., Kore. Fix. 600, Nbk. 600 Mk. u. fr. Wohn. Reisek. d. Gew. Meld. an Jonas Jacob. — Altona: Sem. geb. El., der 2. Prüf. bestanden, Engl. u. Franz. unterr. kann. Anfangsg. 1400 Mk., steig. nach dem Dienstalter. Meld. an das Gemeindesekretariat. — Malmö (Schweden): Bald. verheir. orthod. sem. geb. Rl., K., Kore. Hatt. hor. u. Pred. bevorz. Fix. 2250 Mk. u. Nbk. Rsk. d. Gew. Meld. an S. Margolinsky.

Brief- und Fragekasten.

* Warum werden die letzten Verse des Tischgebetes (von ‘יראו את-ד an) leise gebetet? Wo findet sich darüber etwas geschrieben?

Tr. O.

☛ Einem Teil der heutigen zu Propagandazwecken versandten Auflage liegt ein Prospekt betr. die Talmud-Uebersetzung des Bezirksrabbiners Dr. Rawicz in Schmieheim bei. Wir machen auf diesen Prospekt die geehrtem Empfänger aufmerksam.

Die Expedition.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 3.